

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Nichte. Von Johannes Maria Derweyen	381
Deßerseld als jidische Vormacht. Von Moritz Benedikt	387
Deutsche Verse. Von Theodor Suje	391
Arbeitslose in der Arbeitsehe. Von Karl Jentsch	393
Der heilige Beppo. Von Emil Marriot	408
Kapitalerennung. Von Eaben	412

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 6.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Restellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirstein,
Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentralf. 10 938 u. 10 810.

HARDEN über BISMARCK

in seinem Werk **KÖPFE** Preis ungebund. M. 11.—. In zwei Halblederb. M. 15.—. Mit Porträt d. Autors in Kupferstich.

Erster Teil (einzeln) ungeb. M. 5.—. Leinenb. M. 6.50. 39. Aufl. Inhalt: Der alte Wilhelm / Bismarck / Kaiserin Friedrich / Johanna Bismarck / Richter / Stöcker / Gallifet / Holstein / Waldersee / etc.

Zweiter Teil (einzeln) ungeb. M. 6.—. Leinenb. M. 8.—. 19. Aufl. Inhalt: Der junge Wilhelm / Kaiserin Augusta / Nikolaus II. / Franz Josef / König Ludwig / Leo XIII. / Lueger / Briand / Herbert Bismarck / Tolstoi und Rockefeller / King Edward / etc.

Erich Reiss Verlag / Berlin W. 62

Richten Sie bitte

alle Zuschriften, die für den

Anzeigen-Teil

dieser Wochenschrift bestimmt
sind, ausschließlich an

Max Kirstein

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift

DIE ZUKUNFT

Berlin SW 68

Markgrafenstr. Nr. 59



Berlin, den 27. März 1915.

Fichte.

In der Menschheit lebt der Trieb nach Verehrung. Sehr verschiedenartig wirkt er sich aus. Durch Anbetung der Gottheiten, durch Verherrlichung von Heiligen und Helden. Nicht ohne Grund verlangt deshalb auch der Positivist August Comte, dem die Bedeutung der „adoration“ nicht verborgen blieb, für das dritte Stadium einen Kultus der „großen Menschen“. Je ein Tag soll ihrer besonderen Erinnerung gewidmet sein, der alte, metaphysisch gerichtete Kalender einen rein diesseitigen Inhalt gewinnen. Schon giebt es heute dieses neue Kalendarium. Was aber macht Menschen und Zeiten verehrungswürdig? Die überhistorischen und überpersönlichen Ideen, die in ihnen zur Erscheinung kommen. Auch auf dem Kulturgebiet der Wissenschaft. Nichts liegt ihrem Wesen ferner als Götzendienst zu treiben mit Denen, die ihr neue Werthe brachten. Gerade die kritische Helle läßt die Endlichkeit jedes, auch des größten Forschers und Entdeckers erkennen. Einen bahnbrechenden Denker wirklich erfassen, heißt: in irgendeinem Sinn über ihn hinausgehen. Und zwar im Namen des selben Logos (mögen wir ihn nun transszendental oder zugleich transszendent verstehen), an dessen Gegenwart alle ernste, sich selbst recht begreifende Bemühung um Wahrheit geknüpft ist. Diese Verantwortung vor dem Forum idealer Forderungen, überindividuellem Geltungsanspruch dürfen wir getrost den Heiligen Geist der Wissenschaft nennen. Er schlingt ein unsinnliches, aber leicht erkennbares Band um Alle, die an allgemeingiltiger Denkweise theilhaben.

Johann Gottlieb Fichte pflegt als Nachfolger Kants bezeichnet zu werden. In gewissem Sinn mit Recht. Nicht nur Chrono-

logisch, sondern auch sachlich. In dem System des Kritikers der reinen Vernunft waren entwicklungsfähige Elemente, auf die er zum Theil schon selbst hingewiesen hatte. So spricht Kant die Erwartung aus, „es bereinst vielleicht bis zur Einsicht der Einheit des ganzen reinen Vernunftvermögens, des theoretischen sowohl als des praktischen bringen und Alles aus einem Prinzip ableiten zu können, welches das unvermeidliche Bedürfnis der menschlichen Vernunft ist“. Auch sei, wie er in anderem Zusammenhang meint, vielleicht „dasjenige Etwas, welches den äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt“, als Numenon oder als transszendentaler Gegenstand betrachtet, auch „zugleich das Subjekt der Gedanken“. Vielleicht sei Das, was der Erscheinung der Materie oder den Gegenständen des äußeren Sinnes als Ding an sich selbst zu Grunde liege, gar nicht so „ungleichartig“ mit den transszendentalen Gegenständen des inneren Sinnes. Hier wie sonst freilich war Kant von der Voraussetzung geleitet, es gebe (freilich unerfennbare) Dinge an sich. An deren Existenz zu zweifeln, war ihm nach einem wichtigen Geständnis der Prolegomena „nie in den Sinn gekommen“. Endlich hatte Kant bereits die Vermuthung gewagt, daß Sinnlichkeit und Verstand, Rezeptivität und Spontaneität aus „einer gemeinsamen Wurzel“ stammten.

Fichtes Weiterbildung Kantischer Gedanken (er hatte dabei einen Vorläufer in Reinhold, dem Verfasser einer „Neuen Theorie des Vorstellungsvermögens“) besteht in dem Versuch, all diese Dualismen auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen. Hatte schon Jacobi geltend gemacht, ohne Ding an sich komme man nicht in die Kritik der reinen Vernunft hinein, mit ihm könne man nicht darin bleiben, so hält Fichte den Ding-an-sich-Begriff geradezu für einen unnünftigen, für eine „völlige Verdrehung der Vernunft“. Stoff und Form des Erkennens werden nach ihm von dem absolut thätigen Ich geschaffen. So, daß alles Nicht-Ich lediglich als verminderte Aktivität begriffen wird. Das metaphysisch, nicht empirisch gemeinte Ich setzt nach Fichtes bekannter Formulirung nicht nur sich selbst, sondern es setzt sich zugleich entgegen ein Nicht-Ich, durch das es sich selbst beschränkt (theoretisch) und das es wiederum beschränkt (praktisch). Damit glaubt Fichte den Gegensatz theoretischer und praktischer Vernunft überbrückt zu haben: durch den Primat des thätigen Ichs.

Durch solches „Deduziren“, wie Fichte es selbst nennt, tritt er das Erbe der Transszendentalphilosophie an. Handelt doch einer der schwierigsten Abschnitte der Kritik der reinen Vernunft von der transszendentalen Deduktion der Kategorien, deren Gültigkeit

oder, wie Kant sagt, empirische Realität unbeschadet, ja, gerade wegen ihrer transszendentalen Idealität nachgewiesen werden soll. Zwar sind die Kategorien a priori, weil schlechthin, nicht nur komparativ allgemeingültig; zwar stammen sie nicht aus der Erfahrung, doch sind sie neben den Anschauungsformen von Raum und Zeit die Bedingungen jeder möglichen Erfahrung und ihrer Gegenstände; und insofern von überempirischem Wahrheit- oder Erkenntnißwerth.

Wissenschaftslehre nennt Fichte, mit einem bis heute gebräuchlichen Terminus, die philosophische Besinnung auf den Geist der Wissenschaft. Nichts Anderes ist ihm die theoretische Philosophie als das Streben, den „Grund aller Erfahrung anzugeben“, das Gefüge der Kategorien aufzudecken, aus denen sich alle Erkenntniß als aus ihren Urbestandtheilen aufbaut. Und so sehr rüdt er, trotz allen späteren Abweichungen im Einzelnen, in die Nähe Kants, daß sein anonymes „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ (1792) als das erwartete Werk des Königsberger Philosophen angesehen wurde. Schon diese Zufälligkeit war geeignet, den Ruhm des bis dahin noch Unbekannten zu begründen.

Aber trotz (oder, richtiger, gerade wegen) der transszendentalen Methode war Fichte keineswegs ein Verächter der Erfahrung. Er war es so wenig wie etwa Schelling oder Hegel, mochten auch alle Drei einem einseitigen und unkritischen Empirismus abhold sein. Wie unberechtigt die landläufigen Vorwürfe dieser Art sind, dafür zeugt eine weniger gekannte Schrift Fichtes: sein 1807 geschriebener, erst 1817 veröffentlichter „Deduzirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“. Fichte warnt darin vor zwei Extremen. Diejenigen, „welche a priori phantasirten, wo es galt, Fakta beizubringen, seien eben so wie Diejenigen, die sich auf die wirkliche Beschaffenheit der Dinge beriefen, wo das apriorische Ideal dargestellt werden sollte, von den Verständigen mit der gebührenden Verachtung angesehen worden“. So werde etwa, „was überhaupt Gesetz sein solle, schlechthin a priori erkannt“. Dagegen bedürfe „die Kunst, die besondere Gestalt dieses Gesetzes für jede gegebene Zeit zu finden und es ihr anzuschmiegen, der Erfahrung der gesamten bekannten Zeit“. Zwar sei der philosophische Geist in den Wissenschaften unentbehrlich, aber zugleich müsse die „Mitwirkung des historischen Wissens“ darüber wachen, „daß nicht in empirischen Fächern a priori phantasirt werde, statt gründlicher Gelehrsamkeit“. Aber Fichte will als „spekulativer“ Denker auch nichts von einer bloßen Anhäufung der Thatfachen wissen, von einem rohen Empirismus, wie wir es nennen können. Ueberall

kommt es ihm vielmehr darauf an, die Fülle des Historischen (daß ja sehr weit über die Geschichte im engeren Sinn hinausragt) aus einem einheitlichen Prinzip zu „deduzieren“, sie als organisches Ganzes zu begreifen. In diesem Sinn meint er gegen Schluß des erwähnten Planes, seine einzelnen Vor schläge seien nicht unerhörte Neuerungen; Originalität aber könne sein Entwurf wenigstens insofern beanspruchen, als er alle anderswo schon bestehenden Einrichtungen, „durch einen klaren Begriff in ihrer eigentlichen Absicht verstanden, sie aus diesem Begriff heraus wiederum vollständig abgeleitet und sie so zu einem organischen Ganzen verwebt habe“.

Zugleich läßt die Denkschrift erkennen, welchen Antheil Fichte, der erste Rektor der berliner Universität, auch an der Organisation des wissenschaftlichen Geistes seiner Nation nahm, wie fern er einer weltfremden Spekulation und Philosophie blieb. Obgleich gerade er als echter „Idealist“ die in sich selbst gegründete Gültigkeit der Ideen gegenüber dem rein Thatsächlichen als solchem, gegenüber mehr oder weniger zufälligen Einrichtungen und Gebräuchen mit Leidenschaft verfocht; wiederum ganz im Geist Kants, der sich nicht scheute, von einer „pöbelhaften Berufung“ auf die Erfahrung zu reden, wenn es galt, unvollkommene Erscheinungen der Erfahrungswelt nach der Idee umzuformen. Auch Fichte hatte einen zu tiefen Blick in das Reich der Ideen gethan und sie zu hell in ihrem eigenen Glanze leuchten gesehen, als daß er ihnen Licht von dem Empirischen als solchem zu borgen brauchte.

Dennoch war er kein schwärmender Ideologe. Vielmehr in dem ganzen Bereich seines Schaffens ein Philosoph der That, ein praktischer Philosoph in des Wortes bester und vornehmster Bedeutung. Als solchen drängte es ihn, seiner geliebten deutschen Nation ins Gewissen zu reden, daß sie sich wieder auf sich selbst und die starken Wurzeln ihrer Kraft besinne. In diesen Reden und in den berliner Vorlesungen über „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, die seine Geschichtsphilosophie enthalten, wirkt Fichte als Erzieher im Sinn Platons, als Gesetzgeber, wie Nietzsche sich den echten, nicht in toter Gelehrsamkeit aufgehenden Philosophen dachte, als Prophet, der die gegenwärtige Lage unerträglich findet und den letzten Augenblick zur Abwendung der Katastrophe gekommen sieht. Selten wohl war ein Seher zuverlässlicher überzeugt von dem unfehlbaren Kommen des geschauten Reiches der „Vernunft“ und des „allgemeinen Friedens“ als Fichte. Man spürt das Feuer seiner Sehnsucht, wenn er in der Abhandlung über die Bestimmung des Menschen ausruft: „So kann es un-

möglich bleiben sollen; es muß, o es muß anders und besser werden!" So spricht eine Persönlichkeit, die in sich selbst einen auf's Höchste gesteigerten Thätigkeitstrieb, einen wahren „Thatensturm“ fühlt und ihre Verfassung dann in die Region verbindlicher Normen für das ganze Menschengeschlecht projizirt: „Nicht bloßes Wissen ist Deine Bestimmung, sondern nach Deinem Wissen Thun ist Deine Bestimmung. So ertönt es laut im Innersten meiner Seele, sobald ich nur einen Augenblick mich sammle und auf mich selbst merke. Nicht zum müßigen Beschauen und Betrachten Deiner selbst oder zum Brüten über andächtigen Empfindungen, nein: zum Handeln bist Du da; Dein Handeln und allein Dein Handeln bestimmt Deinen Werth.“

Die energische Forderung des Handelns, der That bildet nicht etwa nur einen gleichsam isolirten Bestandtheil der Ethik Fichtes. Sie folgt aus seinen metaphysischen Grundanschauungen mit Nothwendigkeit. Auch die Deduktion des Nicht-Ich aus dem Ich ist schon ethisch gerichtet. Das nach Thätigkeit lechzende Ich verlangt ein Material, an dem es sich auswirkt und seine „Bestimmung“ erfüllt. Indem Fichte diese Bestimmung von vorn herein als eine „sittliche“ faßt, kann, ja, muß er die Welt geradezu als „das vernünftliche Materiale unserer Pflicht“ bezeichnen. Stammt also nach ihm die ganze sichtbare Welt aus einer ursprünglichen sittlichen Forderung, gründet sich alles Sein auf ein Sollen, so liegt volends die ethische Deduktion der Wissenschaft nah. Jetzt überrascht uns nicht mehr sein Satz: „Aus dem Gewissen allein stammt die Wahrheit.“ Nicht der Verstand sei es im eigentlichen Sinn, der uns Erkenntniß liefere, über Wahr und Falsch entscheide, sondern der Wille, das Erkannte nun auch wirklich „gelten zu lassen“. Auf die „Gesinnung“ komme es darum bei dem Streben nach Wahrheit, bei der Bildung überhaupt an.

Der Denker, dessen transszendentale Betrachtungsweise zur philosophischen Erfassung des wissenschaftlichen Geistes drängt, war tief und umfassend genug, um zugleich den ethischen Geist des selben Kulturgebietes zu würdigen. Der „Bestimmung des Gelehrten“ (so lautete das Thema seiner erlangener Vorträge im Sommer 1805) schenkte er besondere Aufmerksamkeit. Es klingt wie das Hohelied auf die Mission des Forschers, besonders des Philosophen, und zugleich wie eine ernste Mahnung, mit dem Professor den Confessor, mit der Erkenntniß das Bekenntniß zu verbinden, wenn Fichte das Bewußtsein von seiner eigenen Bestimmung in die Worte faßt: „Auch mir an meinem Theil ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut.

Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Sold, ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienst versterben sollte: was that ich denn Sonderliches, was that ich denn weiter als Daß, was ich schlechthin thun mußte?" So sieht Fichte seine Thätigkeit von priesterlicher Würde und Verantwortlichkeit umkleidet und bestätigt damit zugleich die Auffassung, die im Anfang dieser Zeilen ausgesprochen wurde.

Solche und viele ähnliche Worte, die Fichte geprägt hat, verdienen, mit Unsterblichkeit gekrönt zu werden. Mag die endliche Hülle von Fichtes System der Zeit den schuldigen Tribut zahlen. Auch hier dürfen wir sagen: Es beharret im Wechsel der Geist. Die letzten Motive seines Denkens sind auch bei Fichte nicht immer zu einwandfreier Entfaltung gelangt. Wie lebendig auch in ihm die Idee des allgemeingiltigen Wissens gegenwärtig war, Temperament und Konstruktionslust des Denkers hinderten oft ihre Verwirklichung. Wer sich nicht an dem Schwung seiner packenden Worte und mitreißenden Inspirationen berauscht, wer Kraft und Zucht zur kühlen Kritik sich bewahrt, sieht sich oft vor einer Dürftigkeit. Spöttischer als nöthig und berechtigt, aber nicht ohne jeden Grund, spricht Schopenhauer von Fichtes „Wissenschaftleere“ als einer „Karikatur der kantischen Philosophie“. Statt einer organischen Verknüpfung von Begründungen bietet Fichte oft mehr ein System bloßer Behauptungen und „Ueberzeugungen“, die dem Charakter und Herzen ihres Urhebers vielleicht alle Ehre machen, die strenge allgemeingiltige Methode aber vermissen lassen. Denn Intuitionen, hinter denen sich (nicht immer, doch nicht selten) Konfusionen verbergen können, erwerben in der Wissenschaft erst dann Heimathrecht, wenn sie die Probe der Deduktion oder Induktion, allgemeingiltiger Begründung, bestehen.

Doch Fichte, der Denker und die Persönlichkeit, bleibt eigenartig und groß. Als ein „kolossaler, diamantener Geist“, der aufrecht und klar wie ein Fels emporragt (nach Carlyles treffenden Worten in „Helden und Heldenverehrung“), „ein Cato maior in einer heruntergekommenen Zeit, ein Mann, würdig, in der Stoa zu lehren und in den Gainen der Akademie über Sitlichkeit und Schönheit zu unterrichten“. Als Erzeuger einer kraftvollen ethischen Stimmung im Rahmen einer pantheistischen Metaphysik, die in einem symbolischen Theismus Gott und „moralische Weltord-

nung“ identifiziert und dadurch der eben so thörichten wie bequemen Anklage auf „Atheismus“ verfiel. Als ein markiger Repräsentant des vielgerühmten, im täglichen Leben freilich manchmal vermißten deutschen Idealismus. Als einer der Deutschen, auf den sein eigenes Wort Anwendung finden darf: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“

Bonn.

Dr. Johannes Maria Berwehen.



Oesterreich als slawische Vormacht.

Ehrter Herr Harden, als Sie im Spätherbst 1913 Ihren Vortrag in Wien gehalten hatten, besprach ich mit Ihnen unter Anderem den Plan zu diesem Aufsatz und Sie stimmten meiner Ansicht bei, daß Oesterreichs Stellung als slawische Vormacht eine fundamentale Lebensbedingung dreier großen Gruppen sei: des Deutschen Reiches, der Deutschen in Oesterreich und der Magyaren. Ich hatte den Plan zu dieser Arbeit lange mit mir herumgetragen. Aber ich hatte Zweifel, ob Sie den Aufsatz veröffentlichen würden, weil ich darin einen herben Tadel gegen die deutschen und preußischen Machthaber und Politiker wegen ihrer mir verfehlt erscheinenden Polenpolitik mit absoluter Nothwendigkeit für den ganzen Gedankengang aussprechen mußte. Sie hindern die Veröffentlichung dieser Meinung nicht. Eine schwere Erkrankung verzögerte die Ausführung meines Planes. Das war gut. Meine Worte wären, wie oft früher, verhallt oder hätten Gehässigkeiten erzeugt. Denn sie ertönten gegen vielfache Leidenschaften; und die nationalen sind die heftigsten.

Immer, wenn solche nationalen Reibungen eine bedrohliche Stärke erreichen, wird die Frage aufgeworfen: Wer hat angefangen?

Zur richtigen Beantwortung der Frage muß man oft auf Jahrhunderte zurückgehen. Ich erinnere an die Deutschenheke der Hussiten und an die Rolle des „Sonnenkönigs“ im Elsaß. Meist geht nationale und konfessionelle Intoleranz von dem mächtigeren, wenigstens bisher mächtigeren Volkstamm, von dem wenigstens im Moment kulturell höherstehenden und von den machthabenden Schichten aus. Deutlich erweist auch diesen Satz die zeitgenössische Geschichte, besonders Oesterreichs.

Es seien einzelne Beispiele aus dem Oesterreich der letzten fünfzig Jahren angeführt. Als ich einst den Admiral Tegetthof mit ernstem Scherz fragte: „Excellenz, woher haben Sie die Vermessenheit gehabt, die Schlacht bei Lissa gegen eine solche Uebermacht zu schlagen?“, antwortete mir der Held: „Ich verließ mich auf meine dalmatinischen Kanoniere.“ Dieses „dalmatinisch“ ist ein Gattungsbegriff für die ganze dalmatinisch-istrianische Bevölkerung, welche die besten Matrosen der Welt liefert und der österreichischen Marine einen großen Theil ihres Werthes verleiht.

Als in Istrien die Itallener noch die administrative und parlamentarische Uebermacht hatten, duldeten sie nicht, daß ein Held von Lissa, wenn er nach Capo d'Istria zu Gericht kam, dort eine Orientierung in seiner slawischen Nationalsprache finde. In Dalmatien selbst, wo, wie sich später herausstellte, nur zehntausend Itallener leben, benutzte diese italienische Minorität das unehrliche Wahlgesetz Schmerlings und den wüthenden Haß der dalmatinischen Kroaten und Serben, um sämtliche Reichsrathmandate in ihre Hand zu bekommen und die Verwaltung und den Unterricht in der Provinz italienisch zu gestalten. Natürlich scheiterten schließlich in Istrien wie in Dalmatien die Anstrengungen der Intoleranz und des Herren-Wahnwieses an dem allgemeinen Wahlrecht und an der Einigung der serbo-kroatischen Bevölkerung.

Ganz unvernünftig haben die Polen seit Jahrhunderten den Kampf gegen die Ukrainer (Ruthenen) geführt. Bis in die neueste Zeit hat dieser Kampf noch gewüthet; erst seit ein Schuß den Statthalter Potocki, der die Russophilen gegen die Ruthenen ausgespielt hatte, niederstreckte, begann es in den Köpfen der Polen zu dämmern und zu leuchten. Als Graf Stadion im Jahr 1848 bauerliche ruthenische Deputirte in den Reichsrath nach Wien brachte, fand er als „Erfinder“ der Ruthenen kein Verständniß; und mir (si licet parvum hominem politicum componere magno) ging es eben so. Mir war die Bedeutung der ruthenischen Frage längst klar und ich habe maßgebende Persönlichkeiten schon vor Jahrzehnten darauf hingewiesen. In meiner anonym erschienenen Monographie: „Politische Betrachtungen eines Unbefangenen“ (Wien 1883) sagte ich: „Die Russinen waren der Hammer, mit dem die Großrussen zuerst das Polenreich mürbe klopften, um es dann in Stücke zu brechen.“ Noch eindringlicher betonte ich die Wichtigkeit einer glücklichen Lösung der ukrainischen Frage in den „Akademischen Briefen“ an den Minister Hartel (Wiener Medizinische Presse). Ich hob die Bedeutung einer ruthenischen Universität hervor, da ein großer, dem Reich

treuer Volksstamm, wie es die Ruthenen sind, geistig nicht nach dem Ausland hin gravitiren solle; jeder einsichtige Pole müsse aus der Geschichte die Lehre ziehen, daß die Fortdauer des Polenthums als einer Kulturraße, die nicht nothwendig an eine staatliche Selbständigkeit geknüpft zu sein braucht, nur durch innigen, brüderlich freundschaftlichen Bund mit den Ruthenen gesichert werden könne. Wenn die Polen den Ruthenen schon nicht ein Gymnasium gönnen, so muß man an dem politischen Verstand der Führer und der Geführten verzweifeln. Der Pole, der in Zwietracht mit den Ruthenen lebt, ist ein Hochverrätther an seinem eigenen Volk. Hier wird auch Unverstand zum nationalen Verbrechen. Heute sind die Polen zu der Einsicht gekommen, die ich vor zehn Jahren schaffen wollte.

Die Ungarn haben die „Politik des weißen Blattes“, die Deak den Kroaten gegenüber trieb, nicht weiter verfolgt. Sie haben auf die Slowaken, auf die Serben und Deutschen im Banat, auf die Rumänen einen harten Druck geübt, der ihnen nicht so gut gelungen ist wie der auf die gefügigen Deutschen im ödenburger und eisenburger Komitat. Dieser Druck wuchs zur Gefahr empor. Aber die Ungarn hatten von je her kluge Staatsmänner. An ungeschickten freilich fehlte es auch bei ihnen nicht. Der Staatsmann Tisza hat die Situation erfaßt, die Mehrheit der Abgeordneten der politisch feinfühlenden ungarischen Nation folgte ihm: und so wurden manche Reibungsflächen geglättet.

Nicht so einsichtig sind die Führer der Deutschen gewesen. Die frühere Uebermacht der Deutsch-Oesterreicher in der Regierung, in der Verwaltung und im Unterrichtswesen und die natürliche Vorherrschaft des Deutschen als gemeinsamer parlamentarischen Verständigungssprache hat die Führer und die Verführten geblendet, verblendet und einen nationalen Größenwahn erzeugt, von dem sie, trotz bitteren Erfahrungen, bis in die letzte Zeit nicht geheilt wurden.

Die Verblendung zeigte sich besonders deutlich in dem Verhalten der Deutschen gegen die Czechoslawen und gegen die Südslawen in Cisleithanien. Als nach 1880 Baron Andrian, Fischhof, Lueger, Kronawetter und Andere, unter ihnen auch ich als einer der Führer der Demokraten, eine „Deutsche Volkspartei“ zum Ausgleich mit den Czechen und den anderen slawischen Stämmen gründen wollten, wurde diese Partei schon in der Gründerversammlung von den damaligen deutschen „Liberalen“ gesprengt. Diese Männer waren ehrenwerth und geschickt; sie hatten aber einen sehr engen Gesichtskreis, der ihnen in der

Okkupationzeit von Bismarck den Spottnamen der „Herbztzeitlosen“ eintrug. Damals war der Ausgleich ohne wesentliche Opfer für die Deutschen möglich gewesen; morgen werden sie schwere Opfer bringen müssen. Den kurzichtigen Leuten muß klar werden, daß die Deutschen, ohne die slawischen Bataillone und die süd-slawischen Matrosen, von der slawisch-romanischen Hochfluth im Bunde mit den neidischen Briten zerquetscht würden.

Die deutschen Wähler werden wieder fähige Menschen zu ihren Führern wählen, Männer, die nicht hauptsächlich durch nationale Verhehug ihre Fähigkeit zur Volksvertretung erweisen. Hoffentlich wird das Pflichtgefühl und der Muth erwachen, einer unreifen, verirrten Jugend den richtigen Weg zu weisen. Der Krieg hat schon jetzt als Lehrmeister gewirkt und das österreichische Vaterlandgefühl erweckt. Das Jahrhundert lange Zusammenleben im Krieg und im Frieden hat unseren Volksstämmen eine Wesensart eingeprägt, die sie von ihren im Ausland wohnenden Verwandten unterscheidet. Billroths Wort, wenn man einen Oesterreicher zersägt, werde der Querschnitt schwarz-gelb sein, enthält eine tiefe Wahrheit.

Der Pessimismus, der in Oesterreich die Folge des nationalen Zwistes war, wird verschwinden. In der zuvor citirten Schrift sagte ich: „Wer die Philosophie der Geschichte Oesterreichs kennt, Der weiß, daß die selbe historische Nothwendigkeit, die das Reich zusammengefügt hat, es auch erhält. Es ist ein historisches Gesetz, daß die Vernunft der Geschichte jedesmal über die Unvernunft der Regirungsmänner wie der Regirten siegt.“ Diese Prophezeiung ist bestätigt worden. Die österreichischen Slawen wissen heute, daß der Panlawismus keine andere Berechtigung als der Pangermanismus hat. Das geistig, sittlich und physisch hochbegabte russische Volk, einmal befreit, wird (ich theile nach genauer Prüfung der russischen Volksseele die Meinung Dostojewskijs) die europäische Kultur gewaltig bereichern. Deutschland und Oesterreich aber, mit allen ihren Stämmen und Völkern, kämpfen heute für diese Kultur. Und deren slawische Vormacht zu werden, ist Oesterreichs Bestimmung.

Wien,

Professor Dr. Moriz Benedikt,

Deutsche Verse.

Die drei Reiter.

Es war ein sonniger Sommertag,
 Am Himmel ein Wölkchen nur drohend lag:
 Da wars, daß die Erde barst und brach
 Und ein herzbetäubender Donnerkrach
 Aus der Tiefe kam. Ein Rollen und Toben,
 Ein weithin gellender Sturmeswind.
 Und brausend die Wasser und schäumend sich hoben
 Und der Himmel ward schwarz und das Licht ward blind,
 Die Wälder stürzten krachend zusammen,
 Hoch in den Lüften das wirbelnde Laub,
 Felsen und Steine zermalmt zu Staub
 Und dunkles Gewölk und lodernde Flammen.

Da war es, daß die Erde zerriß
 Und aus dem Abgrund mit grellem Lachen
 Alle Feuer der Finsterniß,
 Der Hölle und der Verdammniß brachen:
 Es öffnete sich ein schwarzes Thor,
 Aufsprangen wie Schwerter die stählernen Flügel
 Und aus der hallenden Tiefe empor
 Stiegen drei Reiter, den Fuß im Bügel.

Ritt der Eine ein Roß kohlschwarz,
 Flammend gefleckt mit blutrothen Flecken,
 An den Hufen Pech brennend und Harz,
 Die Näster umwölkt von Feuer und Schrecken.

Riesengroß der Reiter! Das Haupt
 Ragt in die Wolken, die nebelgreisen,
 Glieder wie Bäume, zusammengeklaut
 An den Gelenken mit Schienen von Eisen.
 Blutig das Antlitz, triefend von Blut
 Das flatternde Haar und die knochigen Hände,
 Blutend das Schwert auf dem Sattel ruht,
 Blut an den Sporen . . . Blut ohne Ende.
 Mit wildem Gebrüll spornt er sein Roß
 Und sprengt in die ringenden Menschenmassen;
 Fußvolk und Reiter, Vuben und Troß, —
 Viele müssen ihr Leben lassen.

Kanonen wie junge Bäume zerdrückt,
 Wie Halme Gewehre und Lanzen geknickt,
 Felsstarke Mauern von Bomben gesprengt,
 Häuser verbrannt, Bäume versengt,
 Die Felder zerstört, die Saaten vernichtet,
 Die Scheuern in Asche, die Dorfschaft gesüchtet,
 Hunger und Elend, Schrecken und Noth,
 Weinende Kinder betteln um Brod,
 Blinde und Lahme, Weiber und Greise
 Stehn an den Straßen und wimmern leise . . .
 Blut und Leichen an allen Wegen,
 Prasselnd darüber der Feuerregen.

Und aus den Wolken die Stimme gest,
 Gest wie der Hölle flammender Sieg:
 „Ich bin der Finsterniß stählerner Held,
 Ich bin der Krieg!“

Ritt der Zweite ein gelbfahles Roß,
 War ein Weib mit greisenden Haaren,
 Knochendürr und riesengroß.
 Kam wie ein Bliß aus der Tiefe gefahren.
 Erleidend die Augen und schwefelgrün
 Gierig flackernde Blicke sprühn;
 Leßzende Lippen, geborstene Zähne,
 Die Nägel gekrampft in die grindige Mähne,
 Den Leib auf den Hals des Thieres gebogen,
 Den faltigen Mantel flatternd im Wind,
 So kommt sie über die Felder geflogen
 Dahin, wo die Spuren des Andern find.

Ihr krankgelbes Roß umheult eine Meute
 Von rändigen Bestien wild und grell,
 Die stürzen am Weg sich auf jede Beute
 Mit Hallo und Hufsa und Höllengebell.
 „Kusch Tyrhus, hier Fieber, — harrt, bis ich Euch rufel
 In die Knochen fahre Euch Sucht und Pein!“
 Die Peitsche knallt, es stäuben die Hufe;
 So stürmt mit Geheul und Gewinsel feldein.

Sie lockt aus den Sümpfen die tödlichen Dünste,
 Die gasigen Stämmchen aus Wiese und Moor;

Ueber den Gräbern die Nebelgespinnste,
 Giftgelb ein Streifen aus Schwaden und Flor.
 Alles folgt ihr, Stechmücken, Nasfliegen,
 Was nur den Menschen, den stolzen, ein Feind;
 Was aus der Höllen Tiefe gestiegen,
 Hier ist's zu tödtlichem Wirken vereint.

Ihr Blick ist Krankheit, ihr Athem Verderben,
 Ein Hufschlag Siechthum, Seuche ein Biß;
 Aus Leichen lockt sie in neues Sterben,
 Wenn eben in Qual ein Leben zerriß.

Sie richtet sich auf und schreit übers Feld,
 Hohnlachend, daß es schrillt und gelst:
 „Ich, bin der Hölle jauchzendes Fest,
 Ich bin die Pest!“

Ritt der Dritte ein ehernes Roß,
 Schwarz in Harnisch, starrend von Eisen;
 Um sein Haupt Geschloß auf Geschloß,
 Granaten und Torpedos kreisen.
 Sein Antlitz ist blendender Bliß, so weiß,
 Kein Menschenauge vermag es zu schauen;
 Ein grell aufleuchtender Flammenkreis,
 Verderben speiend und blaßes Grauen.

Er reckt seine Hand: eine Kriegerreih
 Stürzt zu Boden. Ein Schreckensschrei
 Geht durch die andern kämpfenden Glieder;
 Er reckt seine Hand: auch sie stürzen nieder.
 Er reckt seine Hand: und Schiffe versinken.
 Er reckt seine Hand: und Tausend ertrinken.
 Ein Bliß aus dem Antlitz: das Feld ist leer.
 Ein Wink: und die Sümpfe verschlangen ein Heer.

Ein Donner Schlag; und im Donner das Wort,
 Das hallt durch die Adern erstarrend fort:
 „Ich bin der Hölle letztes Gebot,
 Ich bin der . . .“

Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?
 Der Krieg brach über uns nieder, — aber wir führten den Krieg!

Tod, wo ist Dein Grauen? Du kennst nicht die Todeslust;
 Wir stürmen Dir lachend entgegen und bieten Dir Brust an Brust.
 Du kannst uns zerfleischen und töten, aber uns schrecken nicht.
 Wir haben der Heimath geschworen, wir kennen unsere Pflicht.
 Mit leuchtenden Augen schauen wir in die Qual und Noth;
 Die Unfern auf uns bauen: wir fürchten keinen Tod.

Wir fürchten nicht Pest noch Seuche. Wende Dein Roß nur zurück
 Zu Deinen Nachtgefilten, bei uns wird Dir kein Glück;
 Und stürzen Kranke nieder und Sieche Reih auf Reih,
 Es eilen zu ihrer Hilfe Tausend und Tausend herbei;
 Wir bringen sie hinter die Mauern von unserm eisernen Heer.
 Zieh fort, Du höllischer Reiter, hier wird Dir Sieg nie mehr!

Der Krieg mag uns umtosen mit Feuer, Blut und Noth,
 Gott ist unser Wehr und Waffen, unsre feste Burg ist Gott.
 Wir stehn ein Fels zusammen, ein Felsen Mann für Mann,
 So gehn wir in die Flammen, so greifen wir jubelnd an.
 Ein einzig Volk in Treuen um Kaiser und um Reich,
 Vor Tod und Pest und Schlachten: da sind wir Alle gleich;
 Wir bieten unser Leben und unser Blut zum Pfand,
 Daß frei und blühend bleibe das heilige deutsche Land.
 Und mag der Krieg noch währen, — wir fürchten nicht den Krieg,
 Denn unsre Herzen wissen: Das Ende ist der Sieg;
 Der Sieg, der unter Palmen strahlend den Einzug hält,
 Der Sieg, der uns den Frieden, den Frieden bringt der Welt.



Schnee.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
 Langsam fallen die Glocken,
 Sorge und Kummer und Weh
 Läuten die Kirchenglocken.
 Weiß weit und breit
 Wälder und Felder und Fluren,
 Kirchenstufen verschneit,
 Schnee auf den Menschenspuren.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
 Langsam die Glocken fallen.
 Mantel der Wintersee,
 Sterngestirbt und kristallen.

Leise wie Zauber und Traum
Ist sie darüber geglitten,
Silberflimmernd der Raum
Knistert von Flügelschritten.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam fallen die Glocken.
Traum und Zauber verweh't
Gramvoll klingen die Glocken.
Dampf auf Grab an Grab
Sinkt das Klagegeläute,
Sinkt wie Wolken herab,
Schwimmt in die dämmernde Weite.

Schnee, Schnee, Schnee . . .
Langsam die Glocken fallen.
Sorge und Kummer und Weh
Stumm zu den Gräbern wallen.
Augen verweint und leer,
Starr und verschneit die Herzen:
Frühling und Freude? Nie mehr?
Langsam fallen die Schmerzen . . .

—

Ostern 1915.

Das wird ein Ostern, wird ein Feiern,
So still und ernst, wie nie es war;
Halb steht die Welt in Trauerschleiern
Und kaum ein Aug' ist thränenklar.
Vom Himmel wallen weiß die Glocken,
Der Segen, eh' er kam, erfror;
Und im Geläut von Todesglocken
Steigt eine neue Zeit empor.

Das ist ein Mähen und ein Ringen,
Das ist kein selig Auferstehn;
Wir müssen erst die Felsen zwingen,
Daß sie uns auseinandergehn.
Wir müssen ihre Kraft zerbrechen
Mit unsrer Hände Bann und Macht,
Daß endlich Morgenstrahlen brechen
In diese schwarze Grabesnacht.

Daß wieder Frühlingsblüthen breiten
In Sonnenglanz den duftigen Schnee,
Daß sich zu frischer Saat bereiten,
Gedüngt von Blut, gesurcht von Weh.

Die Schollen unsrer alten Erde,
 Die uns aufs Neue nun geschenkt;
 Und daß uns lichter Segen werde
 Deß, der des Schicksals Wege lenkt.

O Herr der Völker, Herr der Schlachten,
 Du weißt, wir wollten nicht den Krieg,
 Doch als ringsum Geschüße krachten,
 Da rief die Noth, da galts dem Sieg.
 Befehl nun, daß die Qualen enden,
 Gieb uns den stolz verdienten Preis!
 Du weißt: der Kranz in unsern Händen,
 Er wandelt sich zum Friedensreis.

Im Herzen waren von den Andern
 Wir tief geschieden allezeit,
 Wir mußten Deine Wege wandern
 Und denken Deiner Herrlichkeit.
 Wir kannten nur ein Ziel der Mähen:
 Die Ersten sein an Deinem Thron.
 Des Innern heiliges Erglänzen
 War unsres Dienstes reichster Lohn.

In keine reineren Hände legen
 Kannst Du des Sieges goldnen Kranz,
 So gieb den Frieden, gieb den Segen,
 Öffne der Welt des Himmels Glanz.
 Aus Opfern wollen wir und Trauern
 Geleiten sie zu Deinen Höhn.
 Und rings in Schweigen und in Schauern
 Vollendet sich das Auferstehn.



Bismardtag.

Vergessenheit, Du senkst die Schleier
 Auf alles Strahlende herab!
 Wir wallten heißbewegt zur Feier
 Und kamen an ein steinern Grab.
 Was einst ein Herzog unserm Volke,
 Das lag darinnen nun in Staub.
 Die Hand griff in die Nebelwolke,
 Den Fuß umtauschte dürres Laub.

Was einst ein Licht, ein Glanz uns Alton,
 Das war zum Namen schon verglüht;

Und wie ein Stern, ins Meer gefallen,
Nur ferne, blasse Kreise zieht,
So sankst Du langsam ins Vergessen
Und immer tiefer in die Nacht.
An Festestafeln unterdessen
Vergaß man, wer das Fest gebracht.

Daß Du die Wahrheit, Du die Treue,
Daß Du die Klugheit, Du die Kraft,
Daß Deutschland Du vom Weg ins freie
Den Schutt und Moder fortgeschafft,
Daß Deine Hand uns fest geleitet
Zur Höh', wo stolz die Fahne weht,
Daß Du den Boden zubereitet,
Auf dem wir fleißig dann gesät,

Daß bis ins heimlichste Gelingen
Dein Geist unendlich vorgedacht,
Daß Du mit leichter Hand die Schlingen
Der Feindeschaar zunichtgemacht,
Daß, aus der Noth uns zu erlösen,
Dein Wort war wie ein dröhnend Heer,
Daß tiefste Herrlichkeit Dein Wesen:
Das wußte man nur dämmernd mehr.

Da kam der Krieg. Die Erde bebte
Und alle Gräber sprangen auf.
Da hobst Du Dich und leuchtend schwebte
Dein Geist dem deutschen Volk voraus;
Und jedem Herzen ißt verkündet
In jubelnder Erinnerung:
Die Kraft, die Du in uns entzündet,
Die macht uns Alle stark und jung.

In Deiner Spur, im Deingedenken,
Da gehn wir freudig in den Tod;
Wo Deine Wege recht uns lenken,
Da wandelt sich in Glanz die Noth.
So leg' Du nun die Geisterhände
Segnend auf Kaiser und auf Reich;
Daß dieses Kampfes Sieg und Ende
Im Frieden sei dem Deinen gleich.

Hamburg.

Theodor Suse.



Arbeitlose in der Arbeithege.

Von allen utopischen Illusionen ist keine vollständiger verfliegen als die Erwartung, die Maschine werde den Menschen von der Arbeitsfron erlösen. Die Maschine baut sich eben nicht selbst; und je automatischer die Lehte arbeitet, die den Gebrauchsgegenstand vollendet, eine desto größere Anzahl Zwischenstufen, deren jede ihrer besonderen Maschinen bedarf, passieren die die Rohstoffe und desto komplizirter, unfäglich viel mehr Arbeit erfordernd, ist die Lehte; man denke etwa an die Rotationmaschine der Zeitungdruckerei! Dann die ungeheuerliche Vermehrung der Bedürfnisse! Bedürfnisse haben, die über das Animalische hinausgehen, heißt, Kultur haben, heißt, Mensch sein. Aber wie denn überhaupt Maßlosigkeit im Wesen des energischen Europäers liegt, ist er im Maschinenzeitalter unter dem Doppelsporn der Fortschrittsbegeisterung und des Anlage suchenden Kapitals vollends übergeschnappt. Die Skala der modernen Bedürfnisse, der wirklichen, der eingebildeten und der suggerirten, und der zur Suggestion angeschaffte Apparat, die Reklame, die selbst Millionen Hände und Beine in Bewegung setzt (oder vielmehr Fahrräder, die gebaut werden wollen, und Autos, Lokomotiven, Dampfschiffe, die außerdem bedient werden müssen; die Beine werden nur noch zum Sport verwandt, nicht mehr zur Lokomotion für einen ernsten Zweck), sie liefern dem Kulturhistoriker, dem Moralprediger, dem Nationalökonom, dem Feuilletonisten, dem Satiriker, dem Wihbold unerschöpflichen Stoff. Den privaten Bedürfnissen gesellen sich die öffentlichen, in einfachen Gesellschaftszuständen gar nicht vorhandenen: vom Bahnwärterhäuschen bis zum Schul- und Postpalast und zum Opernhaus, vom Laboratorium der Nahrungsmittelprüfung bis zum Kanonen- und Panzerplatenguß, dessen Produkte, wenn sie nicht bloß zur Schau dienen, aller hygienischen und Nahrungsmittelsorgen überheben. Für Beleuchtung sorgte ehemals die Talglichter gießende Hausfrau, dem Wasserbedarf und der partie honteuse des Stoffwechselprozesses genügten ein Brunnen und ein Bretterhäuschen, die Beide Generationen überdauerten; heute werden durch diese drei Bedürfnisse viel tausend Buddler, Gas- und Elektrizitätstarbeiter, Schlosser und Klempner beständig in Athem erhalten. Besonders interessant ist die Arbeit der Leute, die dazu bestimmt sind, im unübersichtlichen, verwickelten Getriebe dieses Arbeitsbabels die Reibung zu mildern, Zusammenstöße vorzubeugen oder solche zu schlichten, mit der blanken Waffe oder mit Schreibfedern und Urtheils-

sprüchen; deshalb so interessant, weil die selben Parteien, die den Menschen von der Arbeit erlösen möchten, unersättlich sind im Fordern von mehr Reglementirung, Inspektion, Revision, von Untersuchungen und Erhebungen, besonders statistischen, entweder ut aliquid fecisse videamur, wenn man sich sonst keinen Rath weiß, oder, weil jede Statistik von den Parteien dazu benützt wird, ihre entgegengesetzten Behauptungen daraus zu beweisen. Den Handarbeitern ist es ja nun gelungen, sich durch Schutzgesetze des Uebermaßes an Arbeit zu erwehren; aber wer schützt die hohen Staatsbeamten, besonders die Geheimräthe in den Ministerien, die in Gefahr schweben, durch geistige Ueberanstrengung verrückt zu werden, wer die gelehrten Forscher, die industriellen Unternehmer und die Angehörigen der „freien“ Berufe, die vogelfrei und zum Hungern verurtheilt sind, wenn sie nicht das Glück haben, als Sieger im Konkurrenzkampf Arbeitsflaven zu werden?

Als dritte Ursache tritt eine ethische Wandlung hinzu. Zwar hat Paulus den Thessalonichern eingeschärft, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, aber in der alten Kirche hielten der Mahnung an die Arbeitspflicht ein Gegengewicht der Hinweis der Bergpredigt auf die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes und der Tadel, den statt des erwarteten Lobes die hausmütterlich geschäftige Martha erfährt: „Martha, Martha, Du machst Dir viel Sorge und kümmerst Dich um viele Dinge; eins nur ist nothwendig; Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“ Und die Armen gar zu streng zur Arbeit anzuhalten, hielt die Pflicht der Barmherzigkeit ab, die im Neuen Testament als die höchste gefeiert und deren Verletzung mit der Höllepein bedroht wird; während Huren und Betrüger sich der himmlischen Seeligkeit getrösten dürfen. Erst die Puritaner machten völlig Ernst mit der Arbeitspflicht, indem sie zunächst anstrengende Arbeit als eine vor den Fleißsünden schützende Abseife für geboten erachteten. Bald jedoch gefellte sich diesem ethischen Motiv der durch die unermüdliche Erwerbsarbeit geweckte Erwerbsfönn zu, der sich allmählich zum kapitalistischen Geist ausgestaltete und die Armuth, als einen Beweis verächtlicher Unfähigkeit oder sündhafter Püderlichkeit und Faulheit, für eine Schande erklärte, so daß Jeder wie wahnsinnig arbeiten mußte, um die Respektabilität, die ihm eine Position in der Gesellschaft sicherte, nicht zu verlieren. Im Mittelalter hatte es nicht für unanständig gegolten, als vornehmer Herr nur ritterlichem Sport obzuliegen, als Luzzdiener dem Herrn beim Müßiggang zu helfen, im Kloster beschaulich zu leben, und in manchen deutschen

Städten wurde der reiche Mann, der nicht „müßig gehen“ mochte, im Gremium des Patriziats nicht geduldet. Die Bettler aber waren Gegenstand nicht polizeilich-strafrichterlicher Verfolgung, sondern liebevoller Fürsorge gewesen; in England allerdings hatten zeitgeschichtliche Gründe schon vor der Reformation harte Strafgesetze gegen Bettler und Landstreicher veranlaßt. In Deutschland predigte dann Kant den kategorischen Imperativ, den unermüdbliche Preußenkönige in ihren Personen verkörpert und ihren Untertanen mit dem Korporalstock einbläuten, und Fichte erklärte die Trägheit für das radikale Böse. Diesem zunächst das Militär und die Beamtenschaft beseelenden Thätigkeitsdrange kam dann noch der mit der Maschine aus England einwandernde kapitalistische Geist zu Hilfe, der die gesammte Oberschicht des Volkes erfaßte und seine Grundsätze der Unterschicht durch Schule, Militärdrill und Gesetzgebung aufzwang. Diese moderne Schätzung der Arbeit und die auf ihr beruhende Gesellschaftsordnung hat nun zur Folge, daß die Sehnsucht nach Erlösung von der Arbeitsfron in das Verlangen nach Arbeit Gelegenheit umschlägt und daß der Mann, der kein Vermögen geerbt hat, keine schrecklichere Angst kennt als die vor der Arbeitslosigkeit, die trotz den ersten beiden Ursachen der Arbeithege doch mitunter droht und gerade in diesem Jahr wieder lebhaft erörtert worden ist.

Seit fünfundzwanzig Jahren predige ich, daß die Arbeitslosenfrage nichts Anderes ist als die Bodenfrage. Franz Oppenheimer, der das Selbe predigt und mit dem ich ein Stück (eben nur ein Stück) zusammengehe (im zweiten Bande des Jahrgangs 1897 der Grenzboten und im vierten Bande des Jahrgangs 1898 habe ich mich mit ihm auseinandergesetzt), giebt dem Problem die Fassung: Die Menschen strömen vom Ort höheren wirtschaftlichen Druckes zum Ort geringeren Druckes auf dem Weg des geringsten Widerstandes; was bei uns den Druck erzeugt, Das ist die Bodensperre durch den ostelbischen Großgrundbesitz, welche die Menschen aus dem Nordosten fort treibt und in den Großstädten und den westlichen Industriebezirken anhäuft, so daß dort das Angebot von Händen die Nachfrage gewöhnlich überwiegt. Jetzt ergänzt Gerhart Hilbrand diese Fassung nach zwei Richtungen hin. Erstens erinnert er daran, daß neben der auf diese Weise verursachten chronischen Arbeitslosigkeit eine periodische herläuft, die aus Krisen entsteht, und weist als eine der Ursachen von Wirtschaftskrisen die Bodenspekulation nach, die bisher übersehen worden sei; zweitens eröffnet er einen Ausblick in die Zukunft: Wird der Großgrundbesitz nicht auf dem Weg der Gesetzgebung beseitigt,

dann wird die Abwanderung aus den östlichen Agrarländern so lange fortbauern, bis die dadurch erzwingene stete Lohnsteigerung die Grundrente aufzehrt und an Großgrundbesitz Niemand mehr ein Interesse hat. Dagegen wird jeder selbst arbeitende Landwirth sein gutes Auskommen haben; die Landflucht wird aufhören, die überzählige Stadtbevölkerung aufs Land zurückkehren. Freilich sei Das ein Wechsel auf lange Sicht; in der Zwischenzeit könne das Palliativ der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit nicht entbehrt werden, das allerdings, als eine Verbesserung der Lebenslage städtischer Arbeiter, die Landflucht noch verstärken werde. (Aus diesem Grunde sind die Konservativen bekanntlich Gegner der Arbeitslosenversicherung.)

Gegen diese Fassung des Problems erheben sich einige Bedenken. Es ist wahr, daß der unter Druck leidende Mensch dem Druck auszuweichen pflegt, wenn er kann, aber er bewegt sich nicht, gleich einem Wassertropfen, willenlos nach hydrostatischen Gesetzen. Er wird als Mensch von mancherlei psychischen Motiven bald fortgetrieben, bald festgehalten. Er empfindet Anhänglichkeit an seine Scholle, an seine Freunde und Verwandten, an seinen Beruf: und weicht darum nicht sofort jedem äußeren Druck. Er kämpft gegen die Drückenden an und erträgt seufzend den Druck, so lange dieser nicht unerträglich wird. Von seinem Platz augenblicklich weglaufen, wenn auf einem anderen Platz eine Mark oder eine Million mehr an Lohn oder Profit winkt, gleichgiltig dagegen, ob diese Mark oder Million mit der Produktion von Weizen, Rattun oder Eisenschienen, von Weintrauben, Schuhwichse oder Pillen (ein witziger Romanschreiber läßt den verfrachten Wichsefabrikanten die Pillen aus unverkäuflicher Schuhwichse fabriziren) mit dem Verkauf von Oeffentlicher Meinung, von Plaudoyers oder von Predigten verdient wird: Das mag Vankeecart sein, deutsche Art ist es noch nicht, auch nicht französische, italienische oder polnische (noch nicht, muß man leider sagen, weil sich die Völker Europas mehr und mehr amerikanisiren). Man kennt in Deutschland sowohl ritterliche als auch bäuerliche Gutsbefizerfamilien, die auf ihrem Stammgut Jahrhunderte lang ausgehalten haben, die weder der Druck schlechter noch der hohe Güterpreis guter Zeiten zum Verkauf zu zwingen oder zu verlocken vermocht hat. Der italienische Arbeiter, der in Argentinien ein Kapitälchen erspart hat, kehrt in die theure Heimath zurück, kauft ein paar Morgen Acker oder Gartenland und schafft sich ein Gütchen; er läßt sich auch nicht durch hohen Lohn zur Fabrikarbeit bestimmen, sondern zieht die Arbeit in freier Luft vor: Erdarbeit, Mau-

rerei, landwirthschaftliche Tagelöhnererei. Und wie die Polaken an der Scholle kleben, Daß versetzt manchen preußischen Politiker in Wuth.

Dann ist beim Menschen, der als psychisches Wesen nicht den Gesetzen der Mechanik unterliegt, Druck ein sehr relativer Begriff: dem einen gilt als Druck, was der andere als Behagen empfindet; der eine seufzt über seine drückenden gesellschaftlichen Verpflichtungen, der andere plätschert mit Vergnügen im Strudel der Bälle, Soupers und Routs. Bei der ländlichen Bevölkerung kommen zwei Hauptarten von Druck in Betracht. Erstens der Druck der Abhängigkeit. Ob die Lage der ostelbischen Instleute, Dienstboten und Tagelöhner so elend ist, wie sie in Zeitungen und Zeitschriften dargestellt zu werden pflegt, kann ich nicht entscheiden. Die Gutsherrscher behaupten, es sei nicht oder doch nicht mehr so. Fest steht nur, daß heute, auch wenn der Lohn hoch und die Behandlung gut ist, die Abhängigkeit an sich schon als Druck empfunden wird, weil Agitatoren den Leuten einreden, dienen, sei des freien Staatsbürgers unwürdig, sei eine Schmach, und jedes „Herrenrecht“ sei ein Unrecht. Der Christ alten Stils fühlt sich gehoben durch das Bewußtsein, allzeit ein treuer Knecht seines irdischen wie seines himmlischen Herrn gewesen zu sein, und hofft, dereinst das beglückende Wort zu vernehmen: „Wohlan, Du guter und getreuer Knecht, . . . geh ein in die Freude Deines Herrn!“ Ferner wird als Druck empfunden der Mangel an zerstreuenenden Erholungen auf dem Lande. Wie gröblich unweise Obrigkeiten durch die Nichtachtung dieses Bedürfnisses sündigen, habe ich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ gezeigt. Seitdem ist es ja besser geworden: nach Sohnsreiß Anleitung bemühen sich nicht nur Geistliche und Lehrer, sondern auch vornehme Herren und Damen, durch ländliche Wohlfahrtspflege und Veranstaltung von allerlei Lustbarkeiten das angerichtete Unheil so weit wie möglich wieder gut zu machen. Ignoti nulla cupido. Als der Dörfler das Stadtleben noch nicht kannte, Stadtleben im heutigen Sinn noch gar nicht existirte, bereitet es ihm keine Schmerzen, daß er das Kino, den Singestangel und das Tanzlokal entbehren mußte; die Kirchenfeste und der sonntägliche Tanz um die Linde, dem in älteren Zeiten kein Mensch wehrte, genügten ihm. Heute dagegen wird selbst der Hinterwäldler durch den Reiseverkehr, die Zeitung und den Zwang zum Militärdienst mit allen verlockenden Reizen der Großstadt bekannt, die nun als kräftiger Magnet bis in die entlegensten Provinzen wirkt, so weit nicht die erwähnten Anhänglichkeiten und Pflichtgefühle entgegenwirken. Die Erscheinung ist weder neu noch auf Ostelbien beschränkt. Horaz illustriert die Thatsache, daß

Einer, der das Großstadtleben kennen gelernt hat, bei der Aderarbeit nicht mehr aushält, in der siebenten Epistel des ersten Buches mit einer Anekdote und in Frankreich erörtert Souhon, Dozent am agronomischen Institut, die Landflucht in einem Buch; die landwirthschaftliche Bevölkerung, die 1886 nicht weniger als 75 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte, ist jetzt auf 52 gesunken. Aus Nordamerika vernimmt man, wie in der „Zukunft“ erwähnt worden ist, die selbe Klage. Man darf also wohl von mehr oder weniger berechtigten Drudempfindungen sprechen.

Die andere Art des Drucks besteht darin, daß der Knecht, der ein Kapitälchen gespart hat, der überzählige Bauernsohn keinen verkäuflichen Boden findet, was zur Folge hat, daß Dieser zu einem städtischen Beruf übergehen, Jener, wenn er nicht länger Knecht bleiben will, Industriearbeiter werden muß; gewöhnlich thut der Zweite Das schon, ehe er zu sparen anfängt, weil er weiß, daß Sparen ihm nicht zur Selbständigkeit verhilft. Daraus folgt die Nothwendigkeit der inneren Kolonisation, die der preussischen Regierung noch nicht hinreichend einzuleuchten scheint. Daß ihr Fideikommißgesetzentwurf ein neues Bollwerk gegen die innere Kolonisation aufrichte, wird allgemein angenommen, und daß von dem Grundtheilungsgezet, welches sie fördern soll, das Selbe gelte, weist in den Preussischen Jahrbüchern der sehr sachverständige Dr. Georg Schiele nach. Doch der Lösung der sozialliberalen Freunde Oppenheimers, in die seit einiger Zeit auch die revisionistischen Agrarpolitiker der Sozialdemokratie einstimmen: Bauerngut an Bauerngut bis an die russische Grenze, kann man trotzdem nicht beipflichten; aus welchen Gründen, mag hier noch einmal kurz wiederholt werden. Weil, so lange weder Oppenheimers Siedlungsgenossenschaften noch Leonhards landwirthschaftliche Aktiengesellschaften den „Junker“ ersetzen, Ritter- und Magnatengüter unentbehrlich sind als die Träger und Führer des technischen Fortschritts der Landwirthschaft; weil der Großgrundbesitz und der Domänenfiskus zusammen unseren Waldbestand erhalten; weil Großstadt und Großgrundbesitz einander fordern, nur Dieser die berliner Mäuler mit der hinreichenden Menge von Korn, Kartoffeln und Mastochsenfleisch zu füllen vermag; endlich, weil auch der Bauer Lohnarbeiter braucht und nicht bestehen kann, wenn es keine Lohnarbeiter mehr giebt. Will man aber die Bauerngüter so klein machen, daß die Familienmitglieder für den Betrieb genügen, dann bleibt für die Städter gar keine Brotrucht mehr übrig, und sollens diese Kleinbauern nicht so armsällig treiben wie die meisten russischen, dann müssen sie kleine Städte in der

Nähe haben, wo sie Milch, Butter, Geflügel, Eier, Gemüse und Obst absehen können; solche Städte sind aber in Ostelbien nicht in genügender Zahl vorhanden.

Doch hängt denn überhaupt das Arbeitslosenproblem mit dem Agrarproblem zusammen? Hildebrand behauptet ja (ähnlich wie Oppenheimer in seiner Widerlegung des Marxismus): „Der Kapitalismus schafft allerorten, wo er hinkommt, viel schneller Arbeitsgelegenheit, als die Arbeitskräfte an Ort und Stelle nachwachsen.“ Die bisherige Entwicklung scheint ihm Recht zu geben, was sich leicht erklären läßt. Die landwirthschaftliche Produktion findet ihre Grenze an der Nichtvermehrbarkeit der Bodenfläche, die verarbeitende Industrie kennt eine solche Grenze nicht: so lange Kohle, Wasserkraft, Eisen, sonstige Metalle, Holz, Faserstoffe in genügender Menge vorhanden sind, kann sie die Produktion ins Unendliche steigern. Ihre einzige Grenze ist die Kundschaft; und die scheint infolge der Bedürfnissteigerung unerfättlich zu sein. Auch unendlich zahlungsfähig? Die Frage wollen wir gar nicht stellen, sondern nur auf eine andere Grenze hinweisen, die jetzt am Horizont unsers Wirthschaftslebens erscheint: die psychische Aufnahmefähigkeit. Der Hunger nach Kulturgütern ist nicht schlechtin unerfättlich. Abgesehen von den feineren Seelen, die klagen, daß unter dem Druck der Kulturgütermasse und des Kulturphunders die Kultur selbst sterbe, die Seele verarme und verkümmere, findet auch schon der Alltagsmensch, daß ihm des Guten zu viel zugemuthet werde: zu viel Musik, zu viel Theater, zu viel Kino, zu viel Kleiderwechsel, zu viele Feste sammt sonstigem Trink- und Freßzwang, zu viel Licht, zu viel Rinkertlihen, zu viel Ansichtskarten, Neujahrswünsche, Oster- und Pfingstgrüße, zu viel Bilder, zu viel bedrucktes Papier, zu viel Bahnfahrten. Die ins Ungeheuerliche sich versteigende Reklame zeigt ja deutlich, welche Anstrengung es kostet, das Publikum zu einer dem Angebot einigermaßen entsprechenden Nachfrage aufzupeitschen. Der Seelenmagen streift; seine Verdauungskraft ist so wenig unbegrenzt wie die des leiblichen Magens. Der um sich greifende Neuroussseauismus treibt manche wunderliche Blüthen, ist aber an sich eine nothwendige Reaktion der gesunden Natur gegen unnatürlichen Zwang. Die Theater verfrachten und die Gastwirthe, die Brauer, schäumen von sittlicher Entrüstung über das neue Laster der Enthaltbarkeit. Man mag die Bürschken belächeln, die ihre Eltern und Lehrer erziehen wollen, aber daß der Wandervogel dem Alkohol und dem Tabak, dem Kleiderluzus und der Bequemlichkeit den Krieg erklärt und daß ihm kein Essen mehr schmecken will, wenn er nicht selbst

„abgekocht“ hat, freut mich herzlich als ein Beweis dafür, daß der Neorousseauismus in der kommenden Generation Wurzel geschlagen hat, und als ein Protest gegen das Einküchenhaus und den energetischen Imperativ. Wird nun durch diese Reaktion der Verbrauch von Luxuswaaren, Luxusreisegelegenheiten, Genußmitteln auf ein vernünftiges Maß eingeschränkt, dann wird mindestens ein Viertel aller in der Industrie jetzt beschäftigten Hände frei; einige weitere Hunderttausend verlören die Arbeit, wenn der Rüstungseifer der mittel- und westeuropäischen Nationen aufhörte und vom militärischen Apparat nur übrig behalten würde, was zur Bändigung der Barbaren erforderlich ist. (Daß wird freilich nicht geschehen, weil außer dem Produzenteninteresse die sehr ernste Besorgnis der Besitzenden aller Staaten vor dem Umsturz dagegen wirkt, welche die militärische Disziplinierung der Massen fordert.)

Natürlich weiß ich so gut wie Oppenheimer und Hildebrand, daß ein Land, in welchem gartenmäßige Bodenkultur in Wechselwirkung mit Industrie betrieben wird, nicht mehr Ar auf den Kopf braucht, als der noch nicht zur intensiven Kultur emporgestiegene Agrarstaat Hektar, das Nomadenvolk Quadratkilometer, die Jägerhörde Quadratmeilen, und ich gestehe gern, daß ich, gleich vielen Anderen, in der Zeit der großen Depression vor 1893 die Bevölkerungskapazität, deren sich Deutschland dank der Intelligenz und Arbeitsenergie seines Volkes erfreut, unterschätzt habe. Aber grenzenlos ist die Bevölkerungskapazität so wenig wie irgendein anderes Erdengut. Wenn die Industrie nur noch durch raffinierte Reklame und durch unnatürliche Steigerung der Bedürfnisse flott erhalten, Arbeitsgelegenheit nur noch durch künstlich erregte Kriegsfurcht und durch Forcierung des Exports beschafft werden kann, also durch Sklavenarbeit für andere Völker (daß die Europäer sich um die Ehre, für Neger und Mongolen einen Kram zu produzieren, an dem Diesen gar nichts liegt, zu balgen bereit sind, ist ja der Sinn der Dreadnoughtfegerei), wenn sich zehn Krämer um einen Kunden reißen, wenn die Kandidaten des höheren Lehramts dreißig Jahre alt werden, ehe sie ins Brot kommen, und ein akademisches, ein Literaten- und Künstlerproletariat sich ansammelt (welche Kategorien bei der Arbeitslosenzählung eben so wenig beachtet werden wie die deutschen Lehrerinnen und Kellner in England und Frankreich und die deutschen Vagabunden, die den europäischen Süden und den Orient unsicher machen, in der Auswandererstatistik), dann ist das Land überbevölkert und alle weitere Beschaffung von Arbeitsgelegenheit vollzieht sich auf Kosten der Freiheit in der soeben angedeuteten Weise und durch stete Vergröße-

rung der Beamtenſchaft, alſo des Beaufſichtigung- und Beläſtigungsapparates.*) Warum die 900 000 ausländiſchen Arbeiter keinen Gegenbeweis abgeben, habe ich an dieſer Stelle ſchon ſo oft gezeigt, daß ich es nicht mehr wiederholen mag. (Auch Frankreich wird jezt ſchon durch die Landflucht genöthigt, fremde Wanderarbeiter ins Land zu ziehen.)

Die Grenzen der Bevölkerungsſapazität ſind je nach Boden, Klima und Kulturſtufe verſchieden; und der Prozeß der Verengerung oder Erweiterung des Nahrung- und Thätigkeitspielraums verläuft je nach Volkscharakter und Zeitverhältniſſen verſchieden. Daß in England die Bevölkerung nicht durch freiwillige Abwanderung in Großſtädten zuſammengeſtrömt, ſondern gewaltſam vom Boden löſgeriſſen worden iſt, daran erinnert auch Hilbrand. Aber das Grundgeſetz der Bevölkerungsſapazität, deſſen Waſten ich in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ beſchrieben habe, ſetzt ſich ſchließlich überall durch. Bei der Beſiedelung eines Neulandes fehlt es dem Boden an Händen: nicht Mangel an Arbeitgelegenheit, ſondern eine nicht zu bewältigende Arbeitlaſt peinigt als drückendes Uebel. Jeder Helfer wird freudig begrüßt; je mehr Anſiedler zuſtrömen, je raſcher die Arbeitstheilung forſchreitet, deſto reichlicheren Ertrag ſpendet der Boden, in deſto größerer Fülle ſtrömen mit den Naturerzeugniſſen Kulturgüter zu; mit jedem Kinde wird ein Kapital geboren. Bei weiterer Verdichtung tritt ein Sättigungszuſtand ein. Wird dieſer überſchritten, dann werden die Verſorgung des Volkes mit Nahrungsmitteln, der Abſatz der Induſtrieerzeugniſſe und die Beſchaffung

*) Zu dieſer Art von Mitteln, Arbeitgelegenheit zu beſchaffen, gehört auch die Zwangsverſicherung, die, in einem ganz anderen Zuſammenhange und von einem ganz anderen Geſichtspunkt aus, in den Grenzboten einmal ſehr hübsch verſpottet wurde. „Wenn die Dinge ſo fort gehen, wird in fünfzig Jahren der Typus des Deutſchen der Kalkulator ſein und die Nation wird in zwei Hälften zerfallen, in die eine, die Renten bezieht und in die andere, die ſie ausrechnet, bis ſie ſelbſt in die Kategorie der Rentenempfänger übergeht.“ Der Verfaſſer der ſatiriſchen Epistel hebt als eine der ſchlimmſten Folgen dieſer Erziehung unſeres Volkes zu einer Nation „vorſichtiger Sicherheitsträger“ hervor, daß die Leute immer ſeltener werden, die Wagemuth und Luſt haben, im Ausland ihr Glück zu verſuchen; und ich möchte bei dieſer Gelegenheit noch einmal daran erinnern, daß die Sicherungſucht mit der Bequemlichkeitsliebe und der Gewährung an obrigkeitliche Bevormundung und Fürſorge zuſammen die Zahl Derer vermindert, die ſähig und bereit wären, in Blockhütten hauſend, den Urwald zu roden und Prairieboden zu pflügen. (So ſahs vor dem Krieg aus.)

von Arbeitsgelegenheit drei schreckliche Probleme; der geschätzte Mitarbeiter verwandelt sich in den verhassten Konkurrenten, das Kind aus einem Kapital in eine Last und eine Verlegenheit; der edle und schöne Bund der Menschen zum gemeinsamen Kampf gegen Bodenhindernisse und Naturgewalten schlägt um in den Kampf des Menschen gegen den Menschen. Wenn im Osten Nordamerikas die Uebel der Uebervölkerung schon jetzt eintreten, obwohl das Land erst zehn Seelen auf den Quadratkilometer zählt (das Deutsche Reich hundertzwanzig), so beweist Das nicht die Falschheit des Grundgesetzes, sondern offenbart nur die Unfähigkeit des Volkes der Vereinigten Staaten, sich selbst zu regiren. Zu einiger Entschuldigung dient ihm, daß die periodische Arbeitslosigkeit zum Theil durch die gewaltige Einwanderung verursacht wird (in der Krisis von 1907 stuthete der Strom nach Europa zurück); diese ist jedoch, weil es der ungeheuren Bodenfläche an Händen fehlt, an sich ein Segen; sie müßte nur von einer weisen Staatsleitung möglichst gleichmäßig über das Land vertheilt werden. Und wenn nun der Onkel Sam statt Dessen, sich nicht begnügt mit seinem weiten, herrlichen Reich, auch noch imperialistische Politik treibt, seine langen Arme, über den Stillen Ozean bis nach China hinein ausstreckt, so ist Das, volkswirthschaftlich angesehen, der Gipfel der Thorheit.

Ist Uebervölkerung eingetreten, dann mag man sich immerhin mit Palliativmitteln wie Arbeitslosenversicherung behelfen, so gut oder so schlecht es gehen will, mag durch gesetzliche Bekämpfung einer fehlerhaften Bodenvertheilung im Einzelnen Manches bessern: das einzig denkbare Radikalmittel bleibt die Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Seelenzahl und Bodenfläche, zwischen Urproduktion und Industrie. Das kann auf zweierlei Weise geschehen: entweder nach der bedenklichen französischen Methode oder durch Abfluß der Bevölkerung ins Ausland oder in Kolonien. Das Radikalmittel der Linken: Aufhebung des Privateigenthums am Boden, ist nach dem zuvor Gesagten bei wirklicher Uebervölkerung unwirksam und obendrein vorläufig aussichtslos; in England, wo es wegen einer ganz ungeheuerlichen Bodenvertheilung am Meisten ersehnt wird, wäre Lloyd George allenfalls der Mann, das Experiment zu wagen.

Reisse.

Dr. Karl Jentsch.

Der heilige Beppo.

In einer Zeit, wo die Menschen noch sehr fromm waren und an Wunder glaubten, lebte in einem westabgeschiedenen, zwischen hohen Bergen eingebetteten Dorfe ein junger Bursch, der einer armen Wittve einziges Kind war. Mutter und Sohn hausten in einer baufälligen Hütte und waren wohl die Aermsten im Dorfe, was nicht unbedingt nöthig gewesen wäre. Der junge Mensch hatte nämlich, trotz strophender Gesundheit und kräftigen Gliedern, eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Arbeit, ließ sich, zum Verdrusse seines Onkels, von seiner abgerackerten Mutter ernähren und hatte auf alle Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe unweigerlich die Antwort: „Die Madonna will es so haben. Sie hat es mir selbst gesagt.“

Der Oheim, ein Bruder der Wittve und ein armer, erwerbsunfähiger Krüppel, der auf Krücken ging, hätte dem baumlangen Neffen am Liebsten alle Knochen zerschlagen; so wüthend war er über den Burschen. Wenn der Lummel schon durchaus nicht arbeiten wollte, könnte er wenigstens heirathen. Er sei prächtig gewachsen und habe ein hübsches Gesicht. Es fehlte wahrlich im Dorfe nicht an Dirnen, die begierlich nach ihm schielten. Und unter diesen Dirnen sei die Reichste vom Ort, die viel umworbene, stolze Beate, die (darauf möchte er seiner Seele Seligkeit verwetten) bis über die Ohren in den faulen Beppo verliebt sei.

„Greif zu!“ beschwor der Krüppel den indolenten Neffen Tag vor Tag. „Sie ist das einzige Kind, hat Haus und Hof und Felder und Vieh. Deine Mutter und ich wären versorgt und Du sähest bis an den Hals im Fett. Wenn ich Du wäre...“

„Ihr seid aber nicht ich, Oheim,“ unterbrach ihn der Neffe; „Wohl schielt sie nach mir, weil sie überhaupt schielt. Wohl hat sie Haus und Hof und Felder und Vieh. Aber sie hat auch eine schiefe Hüfte, feuchtkalte Hände und ist von böser, zänkischer, eifersüchtiger Gemüthsart. Was soll ich mit ihr? Ich würde sie auch nicht zum Weibe nehmen, wenn ich frei wäre. Aber ich bin nicht frei, wie Ihr wißt. Ich gehöre der Madonna.“

„Dem Teufel gehörst Du, Schlangenbrut!“ zeterte der Oheim und schlug mit der Krücke nach ihm. „Ins Grab bringst Du mich und Deine Mutter. Statt uns eine Stütze zu sein, bist Du uns eine Last. Zu Grunde richtest Du uns mit Deiner Trägheit und Deinem Starrsinn. Was liegt an einer schiefen Hüfte und feuchtkalten Händen? Schönheit vergeht und Geld besteht. Wenn Du auf Deinem Nein beharrst, verfluche ich Dich!“

„Das mögt Ihr thun, Oheim,“ erwiderte Beppo gelassen und schnippte mit den Fingern. „Nicht so viel mache ich mir aus Eurem Fluch, daß Ihr es nur wißt. Was kann er mir anhaben? Die Madonna ist mit mir. Sie selbst hat es mir gesagt.“

Dabei blieb er.

„Verfluche Du ihn!“ flehte der Krüppel seine Schwester an. „Der Fluch einer Mutter macht vielleicht doch Eindruck auf den Bösewicht.“

Doch die Wittve war nicht fürs Verfluchen. „Er ist mein Einziger,“ sagte sie. „Und wie dürfte ich Einem fluchen, dem die Madonna im Traum erschienen ist? Das wäre ein Frevel.“ Davon ging sie nicht ab, obwohl sie seufzte und sich sagen mußte, es wäre für sie alle besser gewesen, wenn Beppo den Traum von der Madonna nicht gehabt hätte.

Im ganzen Dorf wußte man von Beppos merkwürdigem Traum, denn der Bursche hatte nicht gezögert, aller Welt davon zu erzählen. Die Einen meinten: „Dieser Beppo ist vielleicht doch ein Auserwählter und es lebt ein Heiliger in unserer Mitte und wir wissen es nicht.“ Andere wieder (und unter ihnen schrie die schielende Beate am Lautesten) erbosten sich und riefen: „Laßt Euch nicht auslachen! Ein kräftiger Lummel, der die alte Mutter sich schinden läßt und keine Hand rührt! Ja, so sehen die Auserwählten und Heiligen aus! Sein Traum ist eine Lüge, ist, so zu sagen, ein Freibrief für seine Faulheit, den er sich selber ausgestellt hat. Seit er diesen Traum gehabt haben will, meint er, sich von jeder Arbeit losgekauft zu haben. Wie wird die Heiligste Madonna einem Menschen im Traum erscheinen, um ihm den Rath zu geben, ein Faulenzler zu sein und seine arme Mutter im Elend verkommen zu lassen!“

So stritten die Leute hin und her, nahmen für und wider Beppo Partei; und die stolze Beate, die Haus und Hof und Vieh und Felder hatte, aber nicht den ersehnten hübschen jungen Mann, haberte im Stillen mit der Madonna und stellte, wenn sie in der Kirche war und mit großem Herzen vor der weit und breit berühmten wunderthätigen Muttergottesstatue stand, die Heilige im Geiste wohl gar zur Rede: „Warum bist Du ihm erschienen? Warum hast Du ihm mit Deinen Reden den Kopf verdreht? Wozu brauchst Du ihn? Du hast so viele Verehrer, die zu Dir beten und Dir dienen. Und ich will nur diesen Einzigen haben... Er liegt mir im Blut und läßt mir keine Ruhe. Laß ab von ihm oder...“

Weiter kam sie freilich nicht. Der Madonna drohen! Das wäre doch allzu sündhaft gewesen. Aber ohne die Angst, daß die Heilige sie dafür strafen könnte, hätte Beate gern gedroht.

Beppo kümmerte sich um kein Für und kein Wider und ging unbedrückt seinen Weg. Wie sollte es auch ein Schwanken geben für Einen, dem die Madonna klar und deutlich kundgethan, was sie von ihm wollte?

Eselstam war sein Traum gewesen. Die Madonna kam in der Gestalt der wunderthätigen Statue aus seiner Kirche zu ihm und sagte zu ihm: „Fürchte nichts, Beppo, denn ich bin mit Dir. Laß das Aehren und die Geraden liegen. Weiden... Weiden... die... die... die... hängen und mein vergessen. Diene nur mir durch frommes Gebet und friedliche Beschaulichkeit. Dann will ich immer mit Dir sein.“

Um den lauten und leisen Vorwürfen in seiner Hütte zu entgehen, war Beppo selten zu Haus. Lieber hielt er sich in der Kirche, vor der Madonnenstatue, auf; oder er wanderte hinaus in den Wald, legte sich da nieder und schlief gewöhnlich ein. Nur zu den Mahlzeiten fand er sich pünktlich in der Hütte ein . . ., zur Wuth seines Oheims, der ihm mit Wonne Speise und Trank geweigert hätte. Aber die Mutter meinte seufzend, daß man Beppo doch nicht verhungern lassen könne, und schob ihm seufzend die besten Bissen zu. Und Beppo aß und trank mit behaglicher Seelenruhe. Dabei ließ er wohl auch mitunter geheimnißvolle Andeutungen fallen. Er wisse, sagte er, daß die Madonna mit ihm zufrieden sei. Wenn er allein sei mit ihr in der Kirche und betend vor der Statue kniee, gebe sie ihm manchmal ein Zeichen ihrer Huld.

„Was für ein Zeichen denn?“ fragte sein Oheim höhnißch.

Beppo hatte sich nach und nach so tief in seine Rolle als Auserwählter und Heiliger hineingelebt, daß er felsenfest daran glaubte, unter besonderem Schutze der Madonna zu stehen. Und so log er auch nicht, als er auf die Frage seines Oheims voll Bescheidenheit zur Antwort gab: „Sie lächelt mir zu, sie blickt mich gütig an . . .“

„Sie redet wohl auch mit Dir?“ unterbrach ihn sein Oheim.

„Nein. Aber sie wird es thun. Gestern hat sie schon die Lippen bewegt . . .“

Unverwandt sah ihm der Oheim ins Gesicht. Beppo hielt den forschenden Blick unschuldvoll aus. „Er glaubt es wirklich!“ dachte der Krüppel. „Das ist gut.“ Zum Nessen aber sagte er beinahe freundlich: „Da ist's zur Rede allerdings nicht mehr weit. Und ich glaube nun fast schon selber, daß Du ein Heiliger bist.“

„Bin ich auch,“ sagte Beppo wieder voll Bescheidenheit.

Am Abend suchte er zur gewohnten Stunde (wenn es in der Kirche dunkel und Niemand mehr drinnen war) die Marienstatue auf, kniete vor ihr nieder, blickte zu ihr empor und wartete auf ein Zeichen von ihr.

Sie stand auf einem breiten Sockel in einer Seitenkapelle; hinter ihr hing, von der Decke herab, ein dunkler Vorhang, der die Statue wie ein weiter Mantel umgab. Weiß leuchtete das Steinbild aus der dunklen Umfüllung hervor; das ewige Licht warf einen röthlichen Schein auf das sanfte und gütige Antlitz. Wunderschön und wundermild sah es aus. Beppo hatte sich ihr zu Füßen gesetzt und verwandte kein Auge von ihr.

„Sie lächelt,“ dachte er . . . „Und jetzt wird sie reden . . .“

Da aber fiel er vor Schreck beinahe um. Der Vorhang hatte sich bewegt und die Statue begann, wie von unsichtbaren Händen geschoben, sich langsam zu drehen.

„Heilige Muttergottes!“ ächzte Beppo und starrte entgeistert zu ihr auf. „Was thust Du denn!“ Sie hatte sich mehr und mehr gewendet und drehte ihm jetzt den Rücken zu.

Und dann stand sie still. Und wie sie still stand, fing sie an, zu reden; redete mit der grämlichen Stimme eines zornigen alten Mannes, einer Stimme, die sie von seinem Oheim geborgt haben konnte: „Du bist ein Dummkopf und ein Bösewicht, Beppo. Dir wäre ich im Traum erschienen, Du Narr? Da habe ich wahrhaftig Klügeres zu thun. Der Teufel hat Dich mit diesem Traum verführt. Weißt Du, was mir gefällt und was ich von Dir will? Daß Du arbeitest und die reiche Beate heiratest. So wunderliche Heilige, die dem lieben Gott den Tag stehlen und ihre Mutter und ihren Oheim hungern lassen, gehören dem Teufel und nicht mir. Marsch, nach Haus, an die Arbeit und zur Beate! Jetzt weißt Du, was ich von Dir will. Ein zweites Mal rede ich nicht mit Dir. Und umbrehen will ich mich auch erst, wenn Du draußen bist. Und wenn Du nicht gehorchst, so drehe ich mich überhaupt nie wieder um. Und die Leute im Dorf sollen dann erfahren, warum ich ihnen den Rücken zeige: weil ein so schlechter Kerl wie Du unter ihnen lebt und sie ihn nicht todschlagen. Wenn sie Das wissen, schlagen sie Dich tot. Darauf kannst Du Gift nehmen.“

Sie schwieg. Beppo aber raffte sich mühsälig auf und stürzte, wie von Furien gepeitscht, hinaus ins Freie. Eine Viertelstunde später sah man seinen Oheim aus der Kirche kommen. Und Der lachte so unbändig, daß er sich die Seiten halten mußte und ihm die Thränen über die Backen liefen.

Noch am selben Abend erklärte Beppo seiner Mutter, daß er von morgen an arbeiten und sich um Beate bewerben wolle. Ihrer freudig erstaunten Frage, ob ein Wunder geschehen sei, um seinen Sinn so völlig zu wandeln, weigerte er die Antwort. Er seufzte nur und sah mittheilerregend düster aus. „Geh' in die Kirche und berichte der Madonna, was Du soeben von mir gehört hast,“ sagte er nur. Er wollte durch die Mutter erfahren, ob die Heilige sich wieder umgedreht habe. Die Mutter ging und ihr Bruder begleitete sie. Und als sie in der Kirche waren, führte der Krüppel die Frau hinter die Statue und erzählte ihr da Etwas, worüber sie sich höchlich verwunderte und einen förmlichen Lachkrampf bekam. „Über reinen Mund halten!“ schärfte der Bruder ihr auf dem Heimweg ein. „Er soll nicht zum Gespött des ganzen Dorfes werden. Einen Verachten würde die reiche Beate vielleicht auch nicht nehmen.“

Beppo aber arbeitete und nahm Beate zur Frau und seufzte unter dem doppelten Joch. Doch zu murren wagte er nicht. Das könnte ja die Madonna erzürnen und sie bewegen, sich noch einmal umzudrehen. Und so oft er in die Nähe der Statue kam, warf er einen Blick voll Angst auf sie. Doch sie stand immer so, wie es sich gehörte, zu seiner großen Erleichterung. Im Dorfe galt er für den fleißigsten Arbeiter und den fügksamsten Gatten. Er wußte, warum er Beides war, sein mußte. „Sie wären es auch,“ dachte er, „wenn sie erlebt hätten, was ich erlebt habe!“

Wien.

Emil Marriot.



Kapitalerneuerung.

Der Krieg verschlingt ungeheure Summen. Man kann sich jede zwölfstellige Zahl denken, ohne dabei in Uebertreibung zu gerathen. Die Kriegsausgaben sind ein Rechnungsfaktor, von dem nichts abgezogen werden kann. Wird der Friede geschlossen, so ist eine Last entstanden, zu der ein Verhältniß der Gesamtwirtschaft hergestellt werden muß. Das wird den Ländern am Leichtesten werden, die den beweglichsten Organismus haben. Diese gute Eigenschaft darf man dem Deutschen Reich nachsagen. Von Geldmangel haben wir seit dem Kriegsausbruch nichts gehört. Gegen Geldmangel wirkten: die üppige Kapitalisirung der Industrie, deren Werthe durch die Arbeit für das Heer erhalten wurden, und der geringere Verbrauch von Arbeitskapital; Außenhandel und Luxus sind ja eingeschränkt. So konnte der Theil der Kapitalproduktion, der durch das Fehlen normaler Arbeitsbedingungen gekürzt wurde, durch die Minderung des Kapitalverbrauches ausgeglichen werden. Für den ersten Aufwand waren rund fünf Milliarden Mark nöthig. Die sind dem Geschäftsbezirk zugeströmt. Dort wurden sie in Waaren umgekehrt. Aber sie sind nicht ganz durch die Betriebskosten aufgezehrt worden, sondern haben einen Gewinnüberschuß zurückgelassen. Das ist neues Kapital; die deutsche Wirtschaft ist also noch ertragsfähig. Der Güterumsatz, dessen Tempo für die Beweglichkeit des Geldes von Bedeutung ist, hat sich kaum verlangsamt. Die Einnahmen aus dem Waarentransport der deutschen Eisenbahnen sind im Durchschnitt der ersten fünf Kriegsmomate, bis Ende Dezember 1914, um 28 Prozent hinter dem Vorjahr zurückgeblieben. Aber schon im Dezember waren es nur noch zwei Prozent; und der Durchschnitt wäre höher gewesen, wenn nicht im August die Beförderung des Heeres das Eisenbahnenetz Privaten fast ganz gesperrt hätte. Auch im September war die Hemmung noch fühlbar.

Die Ueberleitung der Kriegsanleihen in die Arbeitskanäle spürt man auch in den Bilanzen der Banken. Kluge Bankmänner, die sich nicht in Vorurtheile festgebissen haben, gestehen, daß sie auf manchem Gebiet umlernen müssen. Sie urtheilen heute über die Wahl der Geldanlagen anders als vor einem Jahr. Die Liquidität ist kein leerer Wahn mehr. Die Vorräte sind größer geworden und ermöglichen die Tilgung mancher Verbindlichkeiten; Beispiel: Accepte, die sich durch die Kreditgewährung an Lieferanten ausgedehnt haben. Die Darmstädter Bank hatte Ende Dezember eine Steigerung der Acceptschuld um 32 Millionen; dieser Zuwachs konnte nach zwei Monaten wieder beseitigt werden. In den Debitoren findet man vortheilhafte Kriegskredite; und das Geld, das die Banken diesen Unternehmungen geben, fließt ihnen als Guthaben der Kundschaft wieder zu. Der Umlauf des Geldes ist aus einer Wechselbewegung zwischen Depositengebern und Kreditoren erkennbar. Die Darmstädter Bank hat eine Abnahme der befristeten Einlagen um 38 Millionen zu verzeichnen.

Diese Gelder sind vom Publikum abgehoben worden, das sie in Kriegsanleihe anlegen wollte. Sie sind dann der Industrie und den Lieferanten zugeströmt und kamen zum großen Theil wieder in die Bank zurück. Sie erscheinen nun als Kontokorrentguthaben der Fabrikanten- und Händlerkundschaft und werden unter die Kreditoren gebucht. Depositengelder haben sich also in Kreditoren umgewandelt.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der reine Vermögensüberschuß nicht geringer werde. Das wäre nur möglich, wenn die Gesamterträge des Kapitals in ihrer Vertheilung unverändert blieben. Da aber schon die Aktiendividenden um die Summen gekürzt werden, die als besondere Kriegsereserven dienen, muß der Ueberschuß nachlassen. Die Reserven sind nicht vertheilte Erträge. Durch die Kriegsanleihen wird das Volkvermögen nicht verringert; sie sind ja selbst zinstragendes Kapital. Brächten sie nicht mehr als vier Prozent, so könnte eine Auswechselung höher verzinslichen Gutes in weniger fruchtbares entstehen, die den für die Ernährung der Wirthschaft nöthigen Geldüberschuß schmälert. Diese Gefahr besteht nicht; denn der Zinsschein der neuen Reichsanleihen ist auf fünf Prozent ausgestellt und der wirkliche Ertrag ist sogar noch größer, da dem Besitzer der Unterschied zwischen dem Ausgabekurs und dem Preis, zu dem das Reich die Schuldverschreibungen tilgt, als Gewinn bleibt: bei der ersten Emission $2\frac{1}{2}$, bei der zweiten $1\frac{1}{2}$ Prozent. Der Ertrag, den das industrielle Kapital liefert, wird also auch vom Reich gewährt und sogar fest verbürgt. Die Frage, wie das Reich später die vergrößerte Zinsenlast aufbringen wird, braucht den Käufer und Besitzer der Papiere nicht zu kümmern. Sie würde nur dann seine Interessen berühren, wenn das Reich zu direkten Steuern gezwungen würde. Dagegen müßten sich aber die Einzelstaaten wehren. Das Reich wird durch Monopole eine unmittelbare Beziehung zu den Leistungen und Lebensbedingungen der Industrie herstellen. Was auch der Friedensschluß bringen mag: die Verzinsung der Anleihen ist gesichert.

Wie hätten in ruhigen Tagen die Geldsätze nach einer Erweiterung des Rentenmarktes um 8 bis 10 Milliarden Mark neuer Papiere ausgesehen! Im Frieden ist solche Häufung von Anleihegeschäften undenkbar. Der Masse und der Konkurrenz wegen. Die Finanzminister suchen sich für ihre Arbeit die günstigste Stunde aus: entweder kommen sie der Industrie zuvor oder sie warten, bis die Verfallberung dieses Kredites erledigt ist. Die Instrumente der Geldwetterwarte sind so empfindlich, daß sie jeden Wandel der Luftdruckverschiebung sofort anzeigen. Ist die Industrie anspruchsvoll, werden viele Diskonten angeboten, so klettert der Zinsfuß in die Höhe. Die Anleihegeschäfte lassen sich besser kontrolliren und den Bedingungen des Geldmarktes anpassen als die Wünsche der Industrie. Zeigen sich die ersten Symptome der Knappheit, so wird die Zulassung ausländischer Werthpapiere verhindert. Das Reich hat stets den Vortritt. Und im Krieg ist es natürlich Alleinherrscher. Ohne dabei den Preis des Gel-

des zu steigern. Man erlebt, daß Tausende flüssiger Millionen festgelegt werden, ohne daß auf dem Geldmarkt Phantasiepreise entstehen. Geld ist billig, weil es über seinen wichtigsten Zweck keinen Zweifel giebt, weil deshalb auf weite Sicht über die Geldkapitalien verfügt und für richtige Vertheilung gesorgt werden kann. Die Börse, die beste Abnehmerin von täglichem Geld, ist lahm: also kann man solches Geld für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Prozent haben. Der Privatdiskontsatz bleibt niedrig, weil das Angebot von Waarenwechseln jetzt sehr gering ist. Die Sperung des Ueberseehandels und die Neugestaltung des Zahlungsverkehrs haben den Wechsel um seine Unentbehrlichkeit gebracht. Er ist rar geworden und erzielt Liebhaberpreise. Wer ihn in Geld umsetzen will, hat nur niedrige Zinsen zu vergüten. Der Diskontsatz, der ihm berechnet wird, entspricht dem Verlangen der Käufer nach seinen Eratten. Der Krieg hat durch die Förderung des Barverkehrs (Kredit braucht nicht gegeben zu werden, da für die Zwecke des Heeres sofort bezahlt wird) der Industrie den Geldverbrauch verbilligt. Das ist wirtschaftlich wichtig. Der Geldpreis wird heruntergedrückt, der Ertrag also von einem Theil der ihn kürzenden Ausgaben entlastet. Das erhöht wieder die Rentabilität des industriellen Kapitals.

Fraglich ist, ob England, Frankreich, Rußland die Schulden Thürme, die sie bis in den Himmel gebaut haben, tragen können, ohne ihre nächsten Wirtschaftsaufgaben zu gefährden. Die Zinsen, die England von seiner großen Kundschaft zu fordern hat, können zunächst nur aus dem Ertrag neuer Anleihen bezahlt werden. Wie wird es später sein? Englands Kolonien sind mit seinem Geld großgezogen und niemals ganz entwöhnt worden. Der Kurszettel der londoner Börse zeigt die Zahl und die Aufnahmefähigkeit dieser Kostgänger. Lloyd George meint, Englands wichtigste Aufgabe werde sein, fremde Kapitalien an sich zu ziehen und zu behalten. Rußland hat die Zinsen seiner Auslandsanleihen durch seinen Exportüberschuß gedeckt, der fürs Erste nun verschwunden ist. Der Krieg gegen Japan kostete 2283 Millionen Rubel. Die Aera Rokowzew gab der russischen Wirtschaft ein sicheres Fundament und den Bauern die Agrarreform. Wie wird Rußland künftig seine Zinspflicht erfüllen? Wenn es auch ohne bares Geld im Krieg auskommen könnte, so muß es doch die Vorschüsse, für deren Hingabe ihm Kriegsmaterial geliefert wird, verzinsen. In Frankreich kommt der Vermögensüberschuß zum großen Theil aus dem Ertrag von Werthpapieren. Die Erneuerung des Kapitals hängt von der Beschaffenheit der Effekten und vom Zinsergebnis ab. Die $3\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe von 1911 muß in fünfprozentige Obligationen umgewandelt werden; das Publikum hat sie nur genommen, weil ihm das Recht zugestanden wurde, die Stücke zum vollen Kurswerth bei der Banque de France zu verpfänden. Auf die 4500 Millionen der ersten deutschen Kriegsanleihe stehen bei den Darlehenskassen noch ganze 360 Millionen aus. Und der Aufruf zur zweiten Kriegsanleihe brachte dem Deutschen Reich neun Milliarden.

L a d o n.

Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft A.-G., Aachen.

Geschäfts-Bericht für das Jahr 1914.

Nachdem in den drei vorangegangenen Jahren der Italienisch-Türkische Krieg und die Balkan-Kriege eine Periode politischer Beunruhigungen eingeleitet hatten, brach im Jahre 1914 der im Laufe dieser Verwickelungen schon mehrfach befürchtete europäische Krieg aus.

Der Einfluß desselben auf das wirtschaftliche Leben hat unserem gut entwickelten, Kontokorrent-Geschäfte, wie aus der Erhöhung unserer Einnahmen an Provisionen hervorgeht, keinen Eintrag getan, uns aber im übrigen ebenso wie den Banken und Bankfirmen, an denen wir beteiligt sind, zu besonderen Abschreibungen Veranlassung gegeben.

Die Verminderung unserer Eingänge aus den Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen, über die an anderer Stelle näher berichtet wird, findet ihren Ausdruck in dem Rückgange der Gewinne auf Zinsen-Konto; eine weitere Ermäßigung der Zinsgewinne fand dadurch statt, daß wir unter den veränderten Verhältnissen darauf bedacht waren, dauernd große Bestände an flüssigen Mitteln zu halten und ferner dadurch, daß trotz des Ausbruches des Krieges, der im zweiten Halbjahre eine Erhöhung des Reichsbank-Diskonts auf 6% zur Folge hatte, der durchschnittliche Bank-Diskont sich auf nur 4,80% stellte, also um ein volles Prozent hinter denjenigen des Vorjahres zurückblieb, was im Vergleiche mit dem letzteren einen größeren Zinsausfall für uns mit sich brachte.

Auf unsere Bestände an Wertpapieren und auf Gemeinschafts-Geschäfte haben wir im Hinblick auf die politische Lage eine größere Abschreibung vorgenommen.

Unsere Gewinne betragen:	
auf Zinsen-Konto	M. 5 222 791,02 gegen M. 7 353 221,95 im Vorjahre;
hierin ist eingeschlossen das Ertrags-	
nis der Beteiligungen bei anderen	
Banken und Bankgeschäften mit	
M. 1 359 320,78 gegen	
„ 2 135 230,59 im Vorjahre,	
auf Provisions-Konto	„ 8 837 291,96 „ 3 655 617,91 „ „
Hierzu tritt der Vortrag vom Vor-	
jahre	„ 227 524,02
u. für verjährte Dividendenscheine	„ 140,—
	<u>M. 9 286 365,90</u>

Hievon gehen ab:	
Verwaltungskosten	M. 2 514 301,01
Steuern	„ 739 931,37
für Abschreibung auf Wertpapiere	
und Gemeinschafts-Geschäfte	„ 750 000,—
für Abschreibung auf Geschäfts-	
häuser und sonstige Immobilien	„ 249 162,48
für Abschreibung auf Debitoren	„ 606 563,44
als Rücklage für zu zahlende	
Talonssteuer	„ 100 000,—
	<u>„ 4 769 898,28</u>
Wir kürzen von dem verbleibenden Reste von	M. 4 516 467,62
die Gewinnanteile des Vorstandes, der Prokuristen, der Vorsteher der	
Zweiganstalten und anderer Angestellten	„ 403 614,48
	<u>M. 4 094 853,14</u>

und schlagen vor, 4% Dividende mit M. 8 800 000,— zu verteilen und den Rest von M. 234 853,14 auf neue Rechnung vorzutragen.

Unsere Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen haben unter dem Einflusse der Kriegslage mit kleinen Ausnahmen durchweg geringere Ertragsnisse als im Vorjahre gebracht. Die Dürerer Bank verteilt 5½% Dividende gegen 6½% im Vorjahre, die Eschweiler Bank 7% gegen 8%, die Unnaer Bank 4% gegen 5½%.

die Herforder Disconto-Bank $3\frac{1}{2}\%$ gegen 4% , die Krefelder Bank 6% gegen $6\frac{1}{2}\%$, während die Bergische Kreditanstalt mit $7\frac{1}{2}\%$, und die kleinen Beteiligungen bei der Bunder Bank und dem Bankhause Alwin Hilger G. m. b. H. in Duisburg das gleiche Erträgnis wie im Vorjahre erbrachten. Das Bankhaus Delbrück Schickler & Co. in Berlin hat für das verflossene Jahr einen Gewinn nicht ausgeschüttet, den erzielten Reinertrag vielmehr ganz in Reserve gestellt.

Die Bilanz der Firma Hardy & Co. G. m. b. H. in Berlin stellt sich wie folgt:

Bilanz der Firma Hardy & Co. G. m. b. H. in Berlin.

Aktiva.		M.	pf.	Passiva.		M.	pf.
Kasse und Zinsscheine . . .		1054	279 47	Stamm-Kapital		15 000	000
Guthaben bei Banken und Bankiers		1107	285 47	Akzepte, Vista-Entnahmen . . .		10 708	493 40
Wechsel und Schatzwechsel		7141	308 72	Kreditoren:			
Reports und Lombards . . .		7605	201 15	auf feste Termine			
Deutsche Fonds		2674	738 —	M. 9 930 000,—			
Diverse Effekten		2983	005 30	Diverse		16 609	682 39
Konsortial-Beteiligungen . . .		2832	122 69	Gewinn- und Verlust-Konto			
Debitoren		17 889	123 72	Aval-Kredit. M. 2 250 000,—		610	879 74
Einrichtung		1	—				
Aval-Debitor. M. 2 250 000,—							
		43 187	156 62			43 187	156 62

Diejenige der Firma Joh. Ohligschläger G. m. b. H. in Aachen wie folgt:

Bilanz der Firma Joh. Ohligschläger G. m. b. H., Aachen.

Aktiva.		M.	pf.	Passiva.		M.	pf.
Kassen, Coupons, Sorten-Bestand und Reichsbank-Giro-Guthaben		192	844 14	Kapital-Konto		5 500	000
Wechsel-Bestand		279	959 13	Akzepte		590	000
Bestand an eig. Wertpapieren		477	229 03	Depositen auf sechsmonatige und längere			
Guthab. b. Banken u. Bankiers		386	421 91	Kündigung. M. 1 733 606,75			
Vorschüsse auf Wertpapiere		7 305	681 —	Depositen auf kürzere Kündigung.		1 340	395,33
Vorschüsse auf Waren		88	360 —	Kreditoren		11 521	294 11
Debitoren		11 818	346 28	Avale		152	000
Debitoren für Avale		152	000 —	Reingewinn		385	656 43
Geschäftshaus Theaterstr. 9 und Wriehsengardstr. 62 einschl. Einrichtung		522	168 13				
		21 222	983 62			21 222	983 62

Unsere neue Kommanditheteiligung bei dem Bankhause Deichmann & Co. in Cöln hat eine befriedigende Verzinsung erbracht.

Unser Konto für Gemeinschafts-Geschäfte setzt sich am 31. Dezember 1914 wie folgt zusammen:

15 Beteiligungen an Staatspapieren und festverzinslichen Werten M.	1 643 781,73
17 Beteiligungen an Bergbau-, Hüttenunternehmungen und Maschinenfabriken	1 119 757,01
12 Beteiligungen an Banken, Eisenbahnen, Straßenbahnen und elektrischen Unternehmungen	688 018,50
5 Beteiligungen an Unternehmungen der Textilbranche und der chemischen Industrie	842 496,40
20 Beteiligungen an verschiedenen sonstigen Unternehmungen	1 582 044,04
M.	5 824 092,98

Unsere Reports und Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere betragen:

	M. 50 350 823,64	gegen	M. 54 082 037,83	Ende 1913
die Vorschüsse gegen Waren	5 692 408,43		9 092 507,75	Ende 1913
die sonstigen Debitoren	125 826 292,85		129 706 292,78	Ende 1913

Von den letztgenannten Debitoren sind etwa $\frac{1}{2}$ durch Sicherheiten, zum größten Teil Ausfall-Sicherheiten, gedeckt.

Von unseren Kreditoren entfallen auf

a) Nostroverpflichtungen	M. 9 090,—
b) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	4 358 271,28
c) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung	
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 20 206 199,53
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	13 232 692,49
3. nach 3 Monaten fällig	41 012 349,40
d) sonstige Kreditoren	75 141 141,72
	46 185 443,71
M.	125 693 85,62

Auf den Immobilien-Rechnungen haben nur geringe Veränderungen stattgefunden.

Aachen, den 12. März 1915.

Der Vorstand.

Aktiengesellschaft Mix & Genest Telephon- und Telegraphen-Werke, Berlin-Schöneberg, Geneststr. 5.

Die Aktionäre werden hiermit zu der am

Freitag, dem 9. April 1915, vormittags 11½ Uhr,

im Sitzungssaal der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Telephon- und Telegraphen-Werke, Berlin-Schöneberg, Geneststraße 5, stattfindenden 26. ordentlichen Generalversammlung ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlegung der Bilanz, der Gewinn- und Verlustrechnung und des Prüfungsberichtes für das Jahr 1914.
2. Beschlußfassung über die Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrats.
3. Wahl des Revisors für 1915.
4. Antrag des Herrn Aktionär Eßberger vom 30. April 1914 zu § 18 der Satzung betreffend eine feste Vergütung des Aufsichtsrats.
5. Aufsichtsratswahl gemäß § 12 der Satzung.

Diejenigen Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilnehmen wollen, haben gemäß § 8 unserer Satzung ihre Aktien oder einen Depotschein der Reichsbank über deren Hinterlegung bis zum Dienstag, dem 6. April 1915,

bei unserer Gesellschaftskasse in Berlin-Schöneberg,

• der Bank für Handel und Industrie, Schinkel-Platz 14,

• Direction der Disconto-Gesellschaft, Unter den Linden 35,

• dem Bankhaus S. Bleichröder, Behrenstraße 62/63,

oder bei einem Notar

gegen Bescheinigung zu hinterlegen.

Berlin-Schöneberg, den 12. März 1915.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrates,

Dr. v. Heintz.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ durch Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

KRONEN BÜCHER

bringen nur

ausgewählte
Romane

anerkannte
Autoren

u. a. Werke von

Felix Hollaender
Fedor v. Zobeltitz
Karl Rosner
Olga Wohlbrück
Max Kretzer
Edouard Rod
Horst Bodemer
A. von Perfall
Mite Kremnitz



Hans Land
Ottomar Enking
Karl Hans Strobl
Hans von Kahlenberg
Gaston Leroux
Alfred Schirokauer
Carl Graf Scapinelli
Alex. Baron v. Roberts
Gertrud Köbner

Berlin SW. 68

Kronen-Verlag
G. m. b. H.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft“ bei der Post abonniert haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.

Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Preußische Pfandbrief-Bank

Bilanz pro 1914.

Aktiva.		M.	pf
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Pfandbriefe		389 864 068	92
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Certifikate		2 577 600	—
Freie Hypotheken		2 537 000	—
Kommunal-Darlehen zur Deckung für Kommunal-Obl.		101 699 511	83
Kleinbahnen-Darlehen zur Deckung für Kleinb.-Obl.		7 228 590	11
Bestand eigener Emissionspapiere		2 155 192	—
Kassen-Bestand		1 149 713	87
Anlage in inländischen Staats-Anleihen		9 474 683	—
Wechsel, erste Bankakzepte, Schatzanweisungen		6 173 090	—
Guthaben bei Bankhäusern gegen Effekten		3 104 406	50
Guthaben bei Banken gemäß § 5 des Hypoth.-Bankges.		2 414 066	70
Bestand an verlostten Effekten, Kupons und Sorten		9 370	70
Debitoren, davon M. 1 425 562,81 gegen Effekten-Deckung und M. 17 588,20 inzwischen beglichen		1 730 992	94
Zinsen fällig am 2. Januar 1915		4 207 266	06
Zinsen rückständig aus dem Jahre 1914		179 651	13
Verwaltungskosten-Beiträge		18 307	02
Bankgebäude Voßstraße 1		1 500 000	—
Inventar		100	—
		486 023 610	78

Passiva.		M.	pf
Aktien-Kapital		24 000 000	—
Reserven exkl. des Vortrages von M. 313 816,87:			
Kapital-Reserve		4 024 954	95
Außerordtl. Reserve exkl. diesj. Zuweis. v. M. 400 000,—		2 811 206	14
Außerordentliche Kriegs-Reserve		500 000	—
Agio-Reserve		1 914 793	35
Disagio-Reserve		1 295 954	14
Provisions-Reserve exkl. diesj. Zuweis. v. M. 385 373,75		533 536	15
Reserve für besondere Bedürfnisse exkl. diesjähriger Zuweisung v. M. 200 000,— für Talonsteuer		895 196	69
Pensions-Reserve		574 386	15
Hypotheken-Pfandbriefe zum Zinsfuße von 4%		265 570 900	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ „ 3 1/4%		24 220 800	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ „ 3 1/2%		42 205 000	—
Hypotheken-Certifikate „ „ „ 4%		522 800	—
Hypotheken-Certifikate „ „ „ 3 1/2%		2 054 800	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 4%		78 508 100	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 3 1/4%		4 215 700	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 3 1/2%		15 424 600	—
Kleinbahnen-Obligationen „ „ „ 4%		4 658 500	—
Kleinbahnen-Obligationen „ „ „ 3 1/2%		289 000	—
Zinsen auf verausgabte Emissionspapiere		4 225 025	10
Gekündigte noch einzulösende Emissionspapiere		7 000	—
Kreditoren		2 186 861	79
Depositen		1 982 967	28
Nicht erhobene Dividende		4 740	—
Bevorstehende Ausgaben für Wehrsteuer		151 609	—
Rückstellung für Reichsstempel		42 460	—
Reingewinn		3 262 720	04
		486 023 610	78

Berlin, den 31. Dezember 1914

Preußische Pfandbrief-Bank

Dannenbaum. Gortan. Zimmermann.